

DEUTSCHE RUNDSCHAU

JANUAR 1937

63. JAHRGANG

A U S D E M I N H A L T

GOERDELER: Müssen Schulden zurückgezahlt werden? / PECHEL: Die beiden deutschen Interregna / BARON: Die französische Volksfront
WYSS: Zwischen den Entscheidungen (Zur Lage der Schweiz) / DIESEL: Deutsche fliehen aus Paris / FECHTER: Die Pforte des Ostens (Elbing)
KLUGE: Das Flügelhaus (2. Fortsetzung) / Literarische Rundschau usw.

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER

Einzelheft 1.50 RM · Bei Jahresbezug 15.— RM
DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. BERLIN
P O S T V E R S A N D O R T L E I P Z I G

Deutsche Rundschau

GEGRÜNDET IM JAHRE 1874 · HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
IM VEREIN MIT PAUL FECHTER · EINZELPREIS 1.50 RM
Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang · Jahresabonnement 15.— RM für 12 Hefte zuzüglich orts-
üblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsbesen · Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt
SCHRIFTFLEITUNG: BERLIN W 30 · MACKENSENSTRASSE 11

63. JAHRGANG

JANUAR 1937

INHALTSVERZEICHNIS

Oberbürgermeister Dr. Goerdeler: Müssen Schulden zurückgezahlt werden?	1
Heinrich Baron: Die französische Volksfront	11
Hans A. Wyss: Zwischen den Entscheidungen. Zur Lage der Schweiz	20
Lebendige Vergangenheit. Laotse	26
Rudolf Pechel: Die beiden deutschen Interregna	29
Paul Fechter: Die Pforte des Ostens	33
Eugen Diesel: Deutsche fliehen aus Paris	42
Rundschau	50
Kurt Kluge: Das Flügelhaus. Roman (2. Fortsetzung)	55
Eduard Plietzsch: Randbemerkungen	80
Literarische Rundschau:	
Mineralische Bodenschätze — Machtfaktoren	82
Von Völkern und Ländern	83
Lebensgeschichten	87
Rainer Maria Rilke	90
Das Leben Jesu	90
Erzähltes	90
Evangelisches Christentum	95
Klassiker	96

AUS DEM INHALT DER NÄCHSTEN HEFTE

Eugen Diesel: Fortschritt — eine Illusion / Rudolf Pechel: Sprechstunden mit dem Chaos / Dietrich
Seckel: Balthasar Neumann / Otto Baron Taube: Die Familie als Trägerin der Leistung / Walter Görlitz
Timur Lenk der Lahme / Gustav Roloff: Die Legende von Florian Geyer

Müssen Schulden zurückgezahlt werden?

Allzulange haben wir uns damit begnügt, wirtschaftliche Begriffe zu theoretisieren. Ein Zeitalter der Spannungen, wie wir es durchleben, verlangt nach den Erfahrungen der Geschichte, Begriffe wieder lebendig zu machen, damit sie Wahrheiten und Tatsachen werden. Es sei mir daher gestattet, auf Tatsachen zurückzugehen und hierbei so weit zurückzugreifen, wie es notwendig ist, um sie zu Erkenntnissen werden zu lassen.

Wirtschaften ist nichts weiter als die Tätigkeit des Menschen, mit der er sein Leben erhält und verbessert. Hierzu stehen ihm seine Kräfte und die Kräfte der Natur zur Verfügung. Ohne daß er seine Kräfte mit den Kräften der Natur verbindet, ist die Erhaltung des Lebens nicht möglich. Das gilt für jeden Menschen, wo er auch leben mag. Der Schwarze, der von der Banane lebt, muß sich wenigstens nach ihr bücken und sie verzehren. Der Eskimo im Nördlichen Eismeer muß häufig unter äußerster Anstrengung sein Leben einsetzen, um der Natur sein Dasein abzugewinnen. Aus der Natur, aus den in ihr vorhandenen Stoffen, aus den in ihr wirkenden Kräften, werden Stickstoff und künstlicher Kautschuk gewonnen. Dies alles aber ist nur möglich, wenn die Kräfte des Menschen imstande sind, die Kräfte und Gesetze der Natur zu erkennen und sie zu meistern. Somit ist alles Wirtschaften Leistung. Träger der Leistung ist der Mensch. Der einzelne Mensch, sein Gehirn, sein Körper haben sich im Laufe gewaltiger Zeiträume zur heutigen Leistungshöhe entwickelt und werden sich weiterbilden. Lebewesen derselben Art und Rasse, die einander vollkommen gleich sind, gibt es kaum. Es ist schon schwierig, zwei vollkommen gleiche Pferde zusammenzustellen. Die Menschen, deren Leistung in immer stärkerem Maße eine geistige geworden ist, weichen wegen der Verinnerlichung ihrer Entwicklung noch stärker voneinander ab. Träger der Leistung und des Fortschritts der Leistungsfähigkeit kann daher nur die Einzelpersönlichkeit sein.

Schon hieraus ergeben sich logisch Unsinn, Verderblichkeit und Vergänglichkeit des Bolschewismus. Das Volk, das ihm verfällt, ist krank. Denn der Bolschewismus hat es unternommen, alles für gleich zu erklären, alle Menschen gleich zu behandeln und so jeden Motor zur Weiterentwicklung der Einzelpersönlichkeit und damit zur Leistung auszuschalten. Würde die Krankheit des Bolschewismus von einem Volke dauernd Besitz ergreifen, so müßte die Leistungsfähigkeit der einzelnen Angehörigen dieses Volkes zunächst stehenbleiben, dann, ebenfalls Naturgesetzen folgend, sich rückentwickeln, schließlich verkümmern. Ein tierischer Zustand wäre das Endergebnis.

Einzelpersönlichkeiten können sich zu gemeinsamem Wirken zusammenschließen. Setzen sie alle ihre Kräfte an ein gemeinsames Ziel, so kann die Gesamtleistung größer sein, als wenn jeder allein bliebe. Aber drei naturhafte Voraussetzungen hat dies Ergebnis: einmal muß jeder an der Stelle verwendet werden, wo er die ihm angeborenen Kräfte am besten ausnützen kann; zweitens müssen die verschiedenen Arbeitsfunktionen durch klare Ordnung sinnvoll zusammengefügt werden, und drittens müssen die Innehaltung der Ordnung und die Zielsekung durch einheitliche Führung gewährleistet werden. Wir gewinnen also eine vollkommen organische Klarheit. Höhere Leistung und damit bessere Lebenshaltung können immer nur von der Einzelpersönlichkeit getragen werden. Sie zu erziehen ist die vornehmste Aufgabe jedes Volkes. Ihre Erziehung ist abhängig von der Stählung der Leistungskräfte. Die beste Stählung jeder Kraft erfolgt im Ringen. Also kann kein Volk, das seine Leistungen zugunsten des wirtschaftlichen Erfolges verbessern will, darauf verzichten, daß einzelne Menschen im Lebenskampf mit den Kräften der Natur und untereinander um die Steigerung der Leistung ringen. Der höchste Grad des Ringens wiederum wird erzielt, wenn sein Erfolg ausschlaggebend ist für das Schicksal des ringenden Menschen selbst. Dann ist sichergestellt, daß er die ihm von Gott anvertraute Kraft zur höchsten Entfaltung bringt.

★

Ein Volk wird also niemals den höchsten Grad der Leistungsfähigkeit seiner Wirtschaft dadurch erreichen, daß es die Befriedigung aller Lebensbedürfnisse Zusammenschlüssen von Menschen anvertraut. In jedem Zusammenschluß wird die Verantwortlichkeit verwässert. Aus der Verantwortung des einzelnen wirtschaftenden Menschen für das Ergebnis seines Wirtschaftens und damit für sein Schicksal selbst wird die Verantwortung zur Pflichterfüllung gegenüber dem Zusammenschluß. Das letzte Risiko für Gelingen oder Nichtgelingen, die schicksalhafte Verantwortung, fehlt oder verblaßt oder wird bei einigen wenigen zusammengefaßt. Das ist ein Weniger gegenüber der totalen Verantwortung, die der einzelne zu tragen hat, der selbst wirtschaftet, d. h. den Lebenskampf im ganzen führt. Die Staatsführung eines Volkes wird daher immer darauf sehen müssen, genügend vielen Einzelmenschen Raum für wirtschaftliche Betätigung zu lassen; sie hat damit die Gewähr, immer wieder im Wirtschaftskampf gestählte Führerpersönlichkeiten heranwachsen zu sehen. Niemals aber darf ein Volk so weit gehen, seine Wirtschaft, d. h. die Erhaltung und Verbesserung seines Lebens, dem höchsten Zusammenschluß des Volkes, dem Staate, zu übertragen. In der Staatswirtschaft des Bolschewismus bürden sich Erfolg und Mißerfolg nur auf den Schultern der Allgemeinheit ab. Dem einzelnen im Auftrage des Staates Handelnden fehlt jener wesentliche, ja entscheidende Regler alles Handelns, nämlich das Bewußtsein, auch für den Mißerfolg ausschließlich und allein mit der eigenen Person einstehen zu müssen. Selbst draconische Strafandrohungen und Strafmaßnahmen können niemals die gewaltige Naturkraft jenes Reglers er-

setzen. Aus dem Streben um höchste Leistung als Vorbedingung für beste Lebenshaltung wird das Streben, ja nicht aufzufallen und jederzeit eine haltbare Erklärung für Handeln oder Nichthandeln bereitzuhalten. Eine solche totale Staatswirtschaft führt daher schon aus diesem Grunde, von anderen Gründen abgesehen, die hier nicht behandelt zu werden brauchen, zu fortschreitendem wirtschaftlichem Niedergang.

Die Menschen werfen nicht nur ihre in der Gegenwart sich regenden Leistungskräfte zu gemeinschaftlichem Wirken zusammen, sondern sie verfügen im Gegensatz zu anderen Lebewesen noch über andere Mittel. Der Mensch verbraucht nicht alles, was er erarbeitet, sofort. Er hat den Drang, einen Teil des Arbeitsergebnisses zur Sicherung und Besserung seiner und seiner Nachkommen Zukunft zurückzulegen. Er allein sorgt für die Zukunft von Generationen vor. Auch diese aufgespeicherten und nicht verbrauchten Arbeitsergebnisse (Kapitalien) können zu gemeinsamer Kraftleistung zusammengeworfen werden. Dieses Zusammenwerfen kann in der verschiedensten Weise geschehen. Die einzelnen zur Zusammenarbeit Entschlossenen können ihre Ersparnisse zu einer Gemeinschaft (Gesellschaft) zusammenfügen und einer einheitlichen Leitung anvertrauen. Der Einzelne kann aber auch sein Spargut einem anderen Einzelnen hingeben, damit dieser damit verantwortlich wirtschaftet. Welchen Weg er auch immer geht, er wird ihn nur unter einer Voraussetzung beschreiten, nämlich unter der, daß das Ergebnis seiner Arbeit nicht verloren ist. Gewiß kann der Einzelne das Ergebnis seiner Arbeit auch verschenken und sich damit seines Besitzes und seiner Ausnutzung entäußern. Aber nur, um anderen zu schenken, sparen sehr wenig Menschen Arbeitsergebnisse. Das liegt in der Natur jedes Lebewesens begründet. Ein allgemeiner Befehl, jeder müsse das, was er erspart, einem anderen, vielleicht auch der Volksgemeinschaft schenken, würde einen Rückgang der Leistungen zur unausbleiblichen Folge haben. Nur vorübergehend und für höchste Ziele kann nämlich der Wille des Menschen, zu leben und das Leben zu verbessern, ausgeschaltet werden. Für Erhaltung und Fortschritt der menschlichen Art überhaupt ist dieser Lebenswille der entscheidende Motor.

Die Verwendung von Kapital zu gesteigerter Leistung durch Dritte, die dieses Kapital nicht selbst erarbeitet haben, ist also nur dann zu erreichen, wenn durch staatliche Rechtsordnung der Erarbeiter und Geber dieses Kapitals gesichert wird. Der Staat muß ihm in einer Ordnung und in ihrer sicheren und gerechten Vollstreckung Schutz gegen eine mißbräuchliche Verwendung seines Kapitals und für eine Einhaltung der Bedingungen geben, unter denen der Kapitalerarbeiter und -besitzer es dem Dritten zur Verfügung gestellt hat. Je größer die wirtschaftliche Aufgabe ist, die es zu bewältigen gilt, um so mehr Arbeitsenergien müssen auf sie zusammengefaßt werden. Manche Aufgaben sind derart groß, daß die verfügbaren Arbeitsenergien der Gegenwart nicht ausreichen. Dann muß auf die nichtverbrauchten, also ersparten Arbeitsergebnisse der Vergangenheit zurückgegriffen werden. Eine Volks-

gemeinschaft, die wünscht, daß sie selbst oder die Einzelwirtschaften in ihr sich großen Aufgaben zuwenden, hat also ein Lebensinteresse daran, daß Sparkapital gebildet und anderen zur Verfügung gestellt wird. Das ist nur zu erreichen durch eine zuverlässige Rechtsordnung, die dem Einzelnen die größtmögliche Sicherheit für richtige Verwendung des Kapitals gibt, das er anderen anvertraut.

Hiermit verschwinden die öden Schlagworte vom Kapitalismus u. s. Einsichtige haben ihre Hohlheit stets erkannt. Aber jeder, der einmal begriffen hat, daß Kapital nichts anderes ist als das nichtverbrauchte Ergebnis einmal geleisteter Arbeit, wird ja auch die natürliche Achtung vor diesem Ergebnis wiedergewonnen und nur den einen Wunsch haben dürfen, daß das Ersparte ebenso pfleglich verwaltet wie dem wahren Leistungsgrundsatz entsprechend verteilt wird. Zum zweiten wird aber auch klar, daß die Volksgemeinschaft in ihrem höchsten Zusammenschluß, im Staate selbst, es mit der Verpflichtung, Schulden demjenigen zurückzuzahlen, der sein Spargut dem Staate anvertraut hat, nicht ernst genug nehmen kann. Denn sonst würde sie ja selbst die Sicherheit des Rechtes, auf dem das Sparen überhaupt beruht, stören. Nur auf der Grundlage klaren Rechtes kann sie in der Form von Steuern und Abgaben dem Einzelnen Teile seiner Arbeitsergebnisse abnehmen, um damit gemeinsame Aufgaben zu erfüllen. Aber was sie ihm an Arbeitsleistungen mit dem Versprechen abnimmt, es zurückzugeben, muß zurückgegeben werden. In einem Staate, der dieses Gesetz nicht beachtet, würde sich das Volk einem öden, nur auf den Genuß in der Gegenwart gerichteten Materialismus hingeben.

Die Gegenwart hat wieder gelernt oder wird es noch lernen, den Wert des Sparkapitals zu begreifen. Daß sie auf dem besten Wege dazu ist, sehen wir daraus, daß die Rückzahlung der Schulden heute nicht nur wie früher unter eine feste Rechtsordnung gestellt ist, sondern daß für die Gemeinschaften, die das ihnen anvertraute Kapital der Mitglieder zu gemeinsamem Wirtschaftszweck einsetzen, ein Verfahren eingerichtet ist, das nach Möglichkeit der Verwirtschaftung dieses Kapitals entgegenwirken soll. Eine weise gezügelte Wirtschaftsprüfung, die nicht etwa daran denkt, die letzte Verantwortlichkeit des Betriebsführers durch höhere, nachträglich gewonnene Weisheit aufzuheben, wird und soll ein vorzügliches Schutzmittel für diejenigen sein, die ihr Kapital der Gemeinschaft anvertrauen.

In jenen Zeiten, in denen die Menschen noch einzeln der Natur mit ihrer Kraft ihr ganzes Leben abgewannen, kämpften sie, sobald sie sich gegenseitig ins Gehege kamen, miteinander um Besitz und Leben. Wenn wir aus der Entwicklung des eigenen Volkes in den letzten zwei Jahrtausenden seine frühere Entwicklung uns geistig aufbauen und wenn wir das so gewonnene Bild mit dem abgeschlossenen Leben anderer Völker vergleichen, so müssen wir wohl davon ausgehen, daß der Mensch sich erst allmählich zu kleinen und immer größer werdenden Gemeinschaften friedlicher Zusammenarbeit zusammengeschlossen hat. Geistige und sittliche Kräfte, wirtschaftliche und technische Möglichkeiten haben diese Entwicklung beeinflusst. Aber auch in den Räumen der Erde, in denen sich geschlossene Volksgemeinschaften mit dem Boden verwurzelt und rohe Kräfte der Natur wenigstens zum Teil gebändigt haben, ist der Kampfcharakter des Lebens nicht

erloschen. Er kann nicht erlösen, denn Leben ist ja eben die Auseinandersetzung der Kräfte des Menschen mit anderen Kräften, sei es in friedlicher organischer Verbindung, sei es in vernichtendem Kampfe. Soll das Ringen des Menschen um Leben und Lebensverbesserung nicht von einem dauernden Vernichtungskampfe untereinander um die besten Lebensmöglichkeiten begleitet sein, so bedarf dieser Lebenskampf einer Ordnung.

Diese Ordnung soll aus dem rücksichtslosen Vernichtungskampfe ein lauterer Ringen machen. Auch der friedliche Kampf des Menschen um die besten Lebensmöglichkeiten muß geläutert werden, wenn überhaupt Menschen zusammenleben wollen. Sie werden sich sonst selbst in kleinen Gemeinschaften unerträglich. In dieser Regelung eines lautereren Wettkampfes spielt wieder die Behandlung anvertrauter fremder Ersparnisse eine ganz besondere Rolle. Wer eine wirtschaftliche Leistung vollbracht hat, wird zum mindesten nach einer angemessenen Gegenleistung streben. Angemessen ist die Gegenleistung, die es ihm ermöglicht, alle Aufwendungen zu decken, die er selbst zur Herstellung seiner Leistung gemacht hat, und aus der Gegenleistung selbst auch noch das eigene Leben zu erhalten. Bieten mehrere gleiche Leistungen an, so wird derjenige, der der Leistung bedarf, die Wahl haben. Die anderen werden sich im Kampf um den Absatz der eigenen Leistungen unterbieten. Alle Versuche, diesen Wirtschaftskampf vollkommen zu beseitigen, müssen scheitern, es sei denn, daß man den Kampfcharakter des Lebens überhaupt durch rein kollektive Ordnungen ersetzen wollte. Ich habe oben dargelegt, daß man im gleichen Augenblick den Entschluß faßt, den Leistungswillen zu töten und damit die Lebenshaltung zu verschlechtern. Aber es ist notwendig und möglich, auch für den Preiskampf lautere Ordnungen aufzustellen. Der Preiskampf ist unlauter, wenn der Preisfordernde seine Leistung billig anbietet, indem er diejenigen, die ihm die Leistung erst ermöglicht haben, schädigt. Die Leistung wird ihm nur möglich durch die staatliche Ordnung. Dafür muß er der Volksgemeinschaft in Staat und Gemeinde Steuern zahlen. Sie wird ihm ermöglicht durch seine Mitarbeiter; sie muß er an dem Ergebnis durch Vergütung teilnehmen lassen. Sie wird ihm aber auch ermöglicht durch die Leistungen des Kapitals, das ihm Dritte anvertraut haben und das er in Betriebsanlagen, Maschinen usw. tätig sein läßt. Wenn er nicht so wirtschaftet, daß ihm das Ergebnis seiner Wirtschaft alle diese Leistungen an Dritte ermöglicht, dann wirtschaftet er auf Kosten anderer, die sich ihm für die Leistung anvertraut haben. Er selbst mag dabei noch leben können, aber er schädigt und beeinträchtigt das Leben anderer.

Ich habe deswegen in meiner zweiten Tätigkeit als Reichskommissar für Preisüberwachung diese Ordnung eines lauterer Preiskampfes weiter ausgebaut, und ich hoffe, damit der künftigen volkswirtschaftlichen Entwicklung eine gesunde Grundlage vorbereitet zu haben, auf der in den Grenzen angemessener und anständiger Rücksicht auf andere Beteiligte doch noch ein Wirtschaftskampf aufrechterhalten werden kann. Die schwierigste Frage war damals die, ob eine solche Ordnung des Preiskampfes auch die Rückzahlung privater Schulden sicherstellen

soll. Daß die Volksgemeinschaft das lebhafteste Interesse hat, daß Schulden von demjenigen, der sie gemacht hat, pfleglich behandelt und zu den vereinbarten Zeiten zurückgezahlt werden, habe ich oben dargelegt. Das Schuldrecht ist stets einer der wichtigsten Teile des Wirtschaftsrechtes eines Kulturvolkes gewesen, das auf Leistungsfortschritt hielt. Eine andere Frage aber ist es, ob der Staat so weit gehen soll, einen Betrieb zu schließen, der ohne offen zutage getretene Überschuldung nicht imstande ist, aus den erzielten Preisen seine privaten Schuldverpflichtungen zu erfüllen. Ich habe diese Frage verneint, und ich bin überzeugt, daß sie stets verneint werden muß. Denn irgendwo muß auch eine Verantwortung des Kapitalgebers begründet sein. Auch hier wieder muß sich die Volksgemeinschaft vor einer Überspizung kollektiven Handelns hüten. Auch hier muß sie sich bewußt sein, daß es ihre Aufgabe ist, immer wieder die Lebensenergien des Einzelnen zu stärken. Wer sein Erspartes einem anderen anvertraut, soll sich auch selbst über die Zuverlässigkeit dieses anderen unterrichten. Er soll selbst nach Möglichkeit darüber wachen, daß das hingeebene Kapital richtig verwendet wird. Und schließlich muß es ihm selbst überlassen bleiben, zu entscheiden, ob er den Schuldner, der säumig wird, zur Einstellung seines Betriebes zwingen will oder nicht. Gerade dieser Gedanke muß den letzten Ausschlag geben. Nie soll die Gemeinschaft hier die Verantwortung für richtiges Handeln übernehmen. Nein, derjenige, den es angeht, der muß sich selbst ein Urteil darüber bilden, ob er voraussichtlich besser fährt, wenn er dem säumigen Schuldner weiter Freiheit des Handelns läßt oder wenn er ihn an der Fortsetzung seiner Wirtschaft verhindert. Er kann in beiden Fällen sein Kapital ganz oder teilweise verlieren, er kann es mit beiden Entschlüssen ganz oder teilweise retten. Diese letzte Entschlußfreiheit, über das eigene Schicksal zu entscheiden, kann und darf ihm niemand, insbesondere die Allgemeinheit nicht, abnehmen.

*

Ich muß stets davor warnen, wie ich es ja auch hier schon ausgeführt habe, daß die Allgemeinheit irgendeinen Schritt tut, der dem Kampfcharakter des Lebens, damit der Entwicklung der Persönlichkeit und damit der Steigerung der Leistungsfähigkeit entgegenwirkt, es sei denn, daß dieser Schritt den Wettbewerb nur verfeinert und am Ende zu einer grundsätzlichen Erhöhung der Leistungen führt. Es ist keine Frage der Weltanschauung, ob und wie weit die Staatsgewalt sich mit Wirtschaft zu befassen hat; sondern die richtige Antwort ist eine logische Folge logischer Erkenntnisse der Naturgesetze. Diese Erkenntnis führt dazu, daß Verbesserung der Lebenshaltung nur durch Leistung möglich ist, daß die Leistungsfähigkeit nur im Ringen gesteigert wird und daß daher Wirtschaften immer Kämpfen bedeutet; sie führt aber auf der anderen Seite zu der Feststellung, daß bestimmte Ordnungen für diesen Kampf unter allen Umständen vom Staate sichergestellt werden müssen. Zu den Elementen einer solchen Ordnung gehört ein sicheres Schuldenrecht. Dieses wieder ist nur möglich, wenn die staatliche Gemeinschaft für eine sichere Währung sorgt.

Die Leistungsmöglichkeiten haben sich durch *Arbeitsteilung* gewaltig gesteigert. Früher mußte der Mensch sich alles, was er für das Leben bedurfte, selbst erarbeiten. Mit dem Fortschritt des Verkehrs und der Technik sind die Tätigkeiten, die zur Erhaltung und Verbesserung des Lebens dienen, immer mehr unter die Menschen aufgeteilt. Dadurch ist es möglich geworden, jedem Einzelnen die Tätigkeit zuzuweisen oder von ihm wählen zu lassen, die seiner Veranlagung, seiner Neigung und seinem voraussichtlichen Können am besten entspricht. Die Steigerung der Leistungsfähigkeit war eine naturgesetzmäßige Folge. Die Arbeitsteilung aber ist nur denkbar, wenn die Menschen das Ergebnis ihrer Einzelleistungen miteinander so lange und in dem Umfange tauschen können, daß jeder schließlich die Erfüllung seiner Lebensbedürfnisse nach Maßgabe seiner Leistung in der Hand hat. Dieser Tausch hat sich einst körperlich vollzogen: Ware gegen Ware. Je weiter die Arbeitsteilung fortgeschritten ist, um so mehr beruht sie darauf, daß ein Mittler des Tausches, das Geld, eingeschaltet wurde. Die meisten wirtschaftlichen Leistungen können ja heute ohne den Mittler Geld gar nicht mehr vollzogen werden. Wie soll der Mann, der Tag für Tag eine wenn auch noch so hochwertige Einzelleistung vollbringt, diese gegen Ware umtauschen können, wenn seine Leistung nur ein Teilchen einer erst in der Gesamtheit verwertbaren Maschine darstellt? Das ist nicht möglich. Ist er also für die Erhaltung seines Lebens auf den Tauschmittler Geld angewiesen, so muß er sicher sein, daß dieser Tauschmittler Geld für die Zeit, in der er dies Geld in der Hand hat, seinen Tauschwert behält. Unserer Generation ist das alles sehr klargeworden in jener furchtbaren Zeit der Inflation, in der der Wert des Geldes sich von Stunde zu Stunde verringerte, in der jeder nach Gehalts- und Lohnempfang in die Verkaufsstätten raste, um die notwendigen Gegenleistungen zur Erhaltung seines Lebens einzutauschen. Sichert der Staat seiner Volkswirtschaft nicht währendes Geld, so verringert er auch demjenigen, der Kapital erarbeitet hat, die Möglichkeit, es einem anderen zu geben. Denn er kann es ihm nun nicht mehr gegen das Versprechen hingeben, dieselbe Geldmenge in Zukunft zurückzuzahlen — der Geber würde ja dabei verlieren, und zwar einen unvorstellbaren Teil seines Kapitals — sondern er müßte sich schon Rückzahlung in gleichem Tauschwerte ausmachen. Zu welchen Unübersehbarkeiten eine solche Kapital- und Schuldenwirtschaft führt, brauche ich hier nicht näher darzulegen. Sie führt schließlich von sich aus zur praktischen Außerkurssetzung der staatlichen Geldwährung überhaupt. Hier auf dem Währungsgebiet liegt zu allen Zeiten die entscheidende Aufgabe jedes Staates, der es mit seinen Pflichten gegenüber der Volksgemeinschaft ernst nimmt. Demgegenüber verblissen alle noch so fleißig erdachten Mittel zur Aufrechterhaltung oder Belebung einer Volkswirtschaft. Der Staat, der seiner Volksgemeinschaft währendes Geld erhält, tut für seine Volkswirtschaft mehr als alle Staaten zusammen, die unter Vernachlässigung dieser Aufgabe sich betätigen. Ich habe an anderer Stelle bei einer Betrachtung über die Abwertung des französischen Franc ausgeführt, daß die Sicherung der Währung einer Volkswirtschaft eine sehr unbequeme Aufgabe ist, Nerven verlangt und niemals zu vereinbaren ist mit einem Vuhlen um die Gunst der Menge.

Ist ein auf eine sichere Währung gegründetes klares Schuldrecht eine unerlässliche Voraussetzung für die Zusammenfassung wertvollster lebendiger Wirtschaftskräfte zur Steigerung von Leistung, Fortschritt und Lebenshaltung innerhalb eines Volkes, so ist es ebenso unerlässlich in der weltwirtschaftlichen Zusammenarbeit der Völker. Jedes Volk hat seine besondere Rechtsordnung. Mögen diese Rechtsordnungen auch in den wichtigsten, für den wirtschaftlichen Verkehr der Völker untereinander wesentlichen Teilen stärker aufeinander abgestimmt werden können als bisher — die Entwicklung ist ja vor dem Kriege eindeutig in dieser Richtung gegangen — so werden doch noch lange Zeiten herkommen, Volksscharakter und wirtschaftliche Eigenarten dem Wirtschaftsrecht jedes Volkes einen besonderen Inhalt verleihen. Sicher aber ist, daß der Schutz der Wirtschaftsordnung immer nur auf die Staatsgewalt der einzelnen Volksgemeinschaft abgestellt sein kann. Von einer mehrere Völker umfassenden, das Recht sichernden Gemeinschaft können wir uns hier und da wohl ein Bild machen, aber es ist zur Zeit nicht zu verwirklichen. Ist dem so, so ist der Tausch zwischen Angehörigen verschiedener Völker in noch höherem Maße auf Vertrauen in die beiderseitigen Rechtsordnungen und auf unmittelbares Vertrauen zueinander gestellt als der Leistungsaustausch innerhalb einer Volkswirtschaft. Auch hier aber erscheinen gesicherte Währungsordnungen als wichtigste Grundlage einer Tauschmöglichkeit überhaupt. Denn wenn Angehörige zweier Völker miteinander tauschen, so müssen sie bei der Weiträumigkeit dieses Verkehrs mit noch größeren Zwischenräumen zwischen Leistung und Gegenleistung rechnen. Sie bedürfen also in noch höherem Maße der Sicherheit, daß das für eine Leistung gewährte Geld nach Ablauf jenes Zeitraumes noch seinen alten Tauschwert hat. Haben sie diese Sicherheit nicht, so müssen sie zum primitiven Tausch zurückkehren. Er ist zwischen verschiedenen Volkswirtschaften leichter und in größerem Umfange denkbar als innerhalb einer Volkswirtschaft. Denn die einzelnen Völker tauschen nicht mehr höchste Teilleistungen miteinander, sondern in größtem Umfange Vollerleistungen, ob es nun Rohstoffe oder Erzeugnisse des Gewerbefleißes sind. Aber dafür sind eben, wie schon gesagt, die Räume größer, und der Tauschverkehr hat den weiteren Nachteil, daß er nur die Beziehungen zwischen zwei Volkswirtschaften in Geben und Nehmen aufeinander abstimmt, dagegen die Möglichkeit verbaut, in einem Ringtausch, wie beim Wohnungsringtausch, 5, 6 und mehr Teilhaber zu beteiligen. Je größer der Ringtausch gestaltet werden kann, um so glatterer Austausch bester Leistungen zur Befriedigung aller Teilhaber ist möglich. Das kann sich jeder an dem Beispiel des Wohnungstausches klarmachen. Ein solcher Ringtauschverkehr aber setzt die Einschaltung des Tauschmittlers Geld voraus, und das Geld wieder kann eine Tauschfunktion nur so lange gewährleisten, als es selbst in seinem Werte während erhalten wird. Nur diese Währungssicherheit gibt auch die Möglichkeit, daß sich Angehörige verschiedener Völker erarbeitetes Kapital anvertrauen. Nur in einem gegenseitig gesicherten Verhältnis gesicherter Währungen hat der Geber die Sicherheit, das geliehene Kapital zu gleichem Tauschwerte wieder zurückzuerhalten. Die

Volkswirtschaften als solche aber haben wieder das lebhafteste Interesse, daß die in einem Volke erarbeiteten Kapitalien einem anderen Volke anvertraut werden können. Wenn das englische Volk z. B. eine hochwertige Maschinenindustrie entwickelt hat, wenn es fleißig gewesen ist und Kapital erspart hat, so hat es großes Interesse, dieses Kapital an ein anderes Land zu geben, wenn in diesem Lande dadurch gewisse Rohstofferschließungen schneller und umfangreicher möglich werden als sonst. Denn dann kann das englische Volk seine Maschinen dorthin liefern und dafür Rohstoffe unter gleichzeitiger Rückzahlung des geliehenen Kapitals empfangen. Dies Beispiel für viele. Für die beste Entwicklung einer auf Steigerung der Lebenshaltung hinielenden Volkswirtschaft ist also die rechtlich, währungspolitisch und moralisch zuverlässige Behandlung der Schulden ein sehr wesentliches Mittel. Wird eine dieser drei Voraussetzungen nicht erfüllt, so wird die Neigung, erarbeitetes Kapital in dieser oder jener Form einem anderen Volke oder seinen Angehörigen anzuvertrauen, auf den Nullpunkt sinken. Ein Volk also, das es mit der Behandlung der Schulden vorsätzlich nicht ernst nimmt, würde sich selbst um die Vorteile bringen, die mit einer geordneten Schuldenwirtschaft in der Welt auch volkswirtschaftlich erzielt werden können. Mit Recht hat daher der Präsident der Deutschen Reichsbank, Herr Dr. Schacht, immer wieder darauf hingewiesen, daß das deutsche Volk in Zukunft nur noch Schulden machen wolle, die es unter allen Umständen mit wahren Werten zurückzahlen könne. Solange ihm hierzu Gold nicht zur Verfügung steht, ist es leider darauf angewiesen, auf die Vorteile des Ringtauschverkehrs zu verzichten und den lediglich zweiseitigen Warentauschverkehr zu pflegen.

Mit allem Ernst weise ich darauf hin, daß ich hier nur von Wirtschaftsschulden spreche, d. h. von den Schulden, die im wirtschaftlichen Tauschverkehr der Völker untereinander entstehen oder die aus der einen Volkswirtschaft in die andere gegeben werden, um wirtschaftliche Werte zu erzeugen. Scharf davon zu trennen sind diejenigen politischen Schulden, die sich gelegentlich die Völker untereinander im Kampf auferlegen und hinnehmen. Werden diese Schulden ohne Rücksicht auf die Wirtschaftskraft eines Volkes bemessen, so sind sie naturwidrig und wirken schließlich ordnungswidrig. Hat die Weisheit derjenigen, die politische Schulden konstruierten (z. B. Kriegsschädigungen und ähnliches), versagt, sind dem Unterlegenen Schulden zugemutet, die seine Wirtschaftskraft übersteigen, dann entsteht folgendes: das Schuldnervolk muß ständig seine eigene Lebenshaltung verschlechtern, um Arbeitsergebnisse zur Schuldentilgung freizubekommen. Eine einmalige, auch große Verschlechterung der Lebenshaltung nimmt jedes Volk hin, wenn es von dieser unteren Stufe aus wieder einen Weg nach oben sieht. Aber eine ständig fortschreitende Verschlechterung würde den Lebenswillen des einzelnen Menschen, der das Vitamin jeder Wirtschaft ist, zerstören. Diese Schulden werden ihren Erzeuger nicht verleugnen. Aus rücksichtslosem Kampfgeist geboren, werden sie Kampfgeist erzeugen. Hier kann nur die Weisheit der jeweils im Kampfe Stehenden und ihn Lenkenden dazu führen, daß die Waffen beiseitegelegt werden und zu friedlicher Ordnung zurückgekehrt wird. Wird diese Weisheit, wie es im Diktat von Versailles geschehen ist, in das Gegen-

teil verkehrt, dann werden diejenigen Lebenskräfte eines gesunden Volkes entfesselt, die sich der Vernichtung des eigenen Lebens entgegenstellen und die politische Schuld abwerfen. So sind schließlich auch die Reparationszahlungen Deutschlands im Jahre 1932 erledigt. Es wären weniger Spannungen heute in der Welt, wenn klare Erkenntnisse früher zu mutigen und weisen Entschlüssen geführt hätten. Noch geistert das Problem jener Schulden über der Welt, die nicht rein wirtschaftlichen Zielen dienen, sondern eindeutige politische Ursachen hatten. Dieses Problem muß gelöst werden. Es muß gelöst werden durch eine politische Weisheit, die mutig genug ist, der klaren Erkenntnis zu folgen, daß Schulden, die die Wirtschaftskraft eines Volkes übersteigen, die Leistungsfähigkeit dieses Volkes senken und daher auch dem Geber letzten Endes nicht zum Nutzen gereichen. Aber ebenso klar muß die Erkenntnis betätigt werden, daß kein Wirtschaftsverkehr der Völker untereinander denkbar ist, wenn nicht die Rückzahlung von Wirtschaftsschulden rechtlich, währungspolitisch und moralisch vollkommen sichergestellt ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Problem lösbar ist, wenn man sich gemeinsam, schon vorhandene Einrichtungen benutzend, um einen Tisch setzt mit dem Willen, diesen beiden Erkenntnissen zu folgen.

Aus einer solchen Behandlung der wirtschaftlichen Fragen, insbesondere der Schuldenfragen, könnte ich mir einen großen Antrieb für die Zukunft versprechen. Jede Klarheit ist ein Grundstein für weitere Fortentwicklung. Jedes Opfer, das unwiderlegbarer Erkenntnis gebracht wird, ist eine Sicherung friedlicher Zusammenarbeit. Hier ergäbe sich für eine Gemeinschaft der Völker, die sich zunächst nur auf freiwillige Gemeinschaftsarbeit einstellt und ausschließlich der Moral und dem organischen Wirken der natürlichen Kräfte vertraut, ein fruchtbares Arbeitsgebiet. Wie sich überraschend schnell in der Wirtschaft der einzelnen Völker das System der Wirtschaftsprüfung entwickelt hat, so wäre auch hier die allmähliche Anbahnung eines Zustandes denkbar, in dem die in einer solchen Gemeinschaft freiwillig zusammenarbeitenden Staaten gemeinsame Einrichtungen schufen zur Sicherung der Währungsgrundlagen und der wirtschaftlichen Schuldverpflichtungen unter gleichzeitiger Abwicklung des politischen Schuldenproblems. Selbstverständlich könnte durch einen solchen Fortschritt in der Wirtschaftstechnik, der wieder einen Fortschritt der Leistungshöhe und damit der Lebenshaltung ermöglicht, nun nicht etwa das Ringen der Völker untereinander risikolos gemacht werden. Es würde auch bei einem solchen Ausbau der Währungstechnik und der Rechtssicherungen nun nicht etwa jede Kapitalhergabe aus der einen Volkswirtschaft in die andere verlustlos sein. Nein! Die Verantwortung für das Ergebnis läßt sich nach logischer Erkenntnis niemals kollektivisieren. Die relative Richtigkeit des letzten Entschlusses liegt immer in der Haltung des einzelnen Menschen und des einzelnen Volkes begründet. Sie hängt ab von dem Zutrauen des einzelnen Menschen in seine eigenen Kräfte und von dem Zutrauen, das er glaubt anderen entgegenbringen zu können. Dasselbe gilt für die Völker. Alle Instinkte, alle Regungen des Verstandes und des Gemütes müssen und sollen der Möglichkeit dienstbar gemacht werden, solches Vertrauen zu schaffen und zu erhalten.

Die französische Volksfront

Das Kabinett Léon Blum ist jetzt über sechs Monate im Amte und hat damit so ziemlich alle Prophezeiungen Lügen gestraft, die bei Beginn seiner Regierungstätigkeit verbreitet waren. Nach den ersten stürmischen Wochen, in denen zeitweise eine Art vorrevolutionärer Zustand in Frankreich herrschte, nach der langen Sommerpause, die dann die Gemüter auf allen Seiten ein wenig beruhigte, scheint das Kabinett heute fester denn je auf den Beinen zu stehen. Die Austragung der tiefgehenden Meinungsverschiedenheit mit Bezug auf Spanien zwischen den Kommunisten und den übrigen Teilen der Volksfront vor dem öffentlichen Forum der Kammer hat die persönliche Stellung des Ministerpräsidenten und seines Außenministers eher gestärkt als geschwächt. Denn es zeigte sich dabei, daß für die Außenpolitik dieser Regierung in der französischen Kammer eine Mehrheit vorhanden ist, die nicht die der Volksfront ist. Obwohl Blum mit dieser neuen Mehrheit jedenfalls nicht ohne Neuwahlen regieren will, könnten andere ihre Führung übernehmen und damit die viel in Frankreich verbreitete These widerlegen, daß nach einem Rücktritt der gegenwärtigen Regierung unter allen Umständen die Kammer aufgelöst werden müsse. Wenn, was viele erwarten, in einem solchen Falle etwa Chautemps oder Daladier die Zügel in die Hand nehmen und nach rechts und links von den Radikalsozialisten Bundesgenossen suchen, so könnte der Traum vieler Franzosen, die Große Koalition von Blum bis Flandin, ohne allzu große Schwierigkeiten verwirklicht werden. In dem Maße, wie das innen- und sozialpolitische Programm der Volksfront verwirklicht worden ist, tritt ja sowieso die Außenpolitik wieder in den Vordergrund. Gerade im Hinblick darauf ist eine feste Mehrheit in Kammer und Senat vorhanden, die sich prozentual auf eine mindestens ebenso starke Mehrheit im Lande selber stützt. Das darf man nicht aus dem Auge verlieren. Es mindert nicht den Wert solcher Überlegungen, wenn wir feststellen, daß sie vorläufig jedenfalls ziemlich theoretischer Natur sind. Denn die letzten außenpolitischen Auseinandersetzungen in der Presse und in der Kammer haben eindeutig bewiesen, daß der Meinungsstreit innerhalb der französischen Volksfront über die Aufhebung oder das Inkraftbleiben des Waffenausfuhrverbots nach Spanien die Volksfront wohl schwächen, aber nicht zerstören kann. Die Kommunisten wissen nämlich trotz allem Geschrei sehr wohl, daß die von ihnen empfohlene Politik von der übergroßen Mehrheit des Landes nicht unterstützt wird, und daß sie, wenn sie die Dinge zum Äußersten treiben würden, in eine hoffnungslose Isolierung geraten. Etwa 50 von den 72 Kammermandaten, die sie innehaben, verdanken sie der Unterstützung ihrer Volksfrontpartner im letzten Wahlkampf. Den größten Teil davon würden sie mit Sicherheit verlieren, wenn sie isoliert in eine neue Wahl-

schlacht ziehen müßten. Diese Aussicht zwingt sie zu stets neuen Kompromissen, und jedesmal zeigte es sich bisher, daß Blum dabei am längeren Arm des Hebels sitzt.

Das rassemblement populaire

Man tut aus diesen Gründen allein schon gut daran, die Nachrichten von den stets aufs neue auftauchenden Schwierigkeiten innerhalb der Volksfront im Hinblick auf die Möglichkeit einer baldigen offenen Regierungskrise kritisch zu betrachten. Da es sich hier nicht darum handeln soll, ein Werturteil über die Politik zu fällen, die im Zeichen der parlamentarischen Volksfront gemacht worden ist, sondern lediglich darum, durch die Darstellung des Geschehens Material zur eigenen Urteilsbildung zu liefern, so erscheint es angezeigt, an dieser Stelle einiges über die Volksfront oder genauer ausgedrückt das *rassemblement populaire* zu sagen. Einleitend sei bemerkt, daß man diesem politischen Gebilde kaum gerecht wird, wenn man es lediglich mit dem Maßstab der parlamentarischen Fraktionsarithmetik mißt, wie es meistens geschieht. Die Verführung dazu liegt freilich nahe, da es zeitlich und parlamentarisch als Nachfolger der nationalen Union erscheint, mit der Doumergue, Flandin und Laval regiert haben. Die Geschichte des *rassemblement* ist bis heute noch nicht geschrieben. Sonst wäre es schon deutlicher, daß seine Vorbilder nicht auf dem Gebiete der parlamentarischen Zufallsmehrheiten, sondern auf dem der republikanischen Volksbewegungen liegen, die in Frankreich immer dann erscheinen, wenn die Massen des Volkes die Überzeugung haben, daß „die Republik in Gefahr“ ist. Insofern lassen sich mit dem heutigen *rassemblement populaire* vergleichen: die Sammlung der 363 republikanischen Abgeordneten durch Gambetta, um im Jahre 1875 die von Mac Mahon erstrebte Wiederaufrichtung des Bourbonenthrones zu verhindern, oder die von Waldeck-Rousseau und Combes um die Jahrhundertwende entfachte und geführte Volksbewegung, mit der der Einfluß der Armee und der Kirche im Staat gebrochen wurde, der während der Dreyfuß-Affäre besonders deutlich geworden war. In solchen Augenblicken der Geschichte der III. französischen Republik haben es die Erben des revolutionären Ideengutes auf der Linken Frankreichs immer wieder verstanden, die sogenannte *discipline républicaine* lebendig werden zu lassen, die sich in dem Grundsatz offenbart: *il n'y a pas des ennemis à gauche*. Damit wird verkündet, daß im Falle einer ernsthaften Gefahr für die Republik alle Meinungsverschiedenheiten unter den Opportunisten und den Doktrinären auf der Linken vor dem Gesetz der republikanischen Disziplin zurückzutreten haben. Unter Wahrung der völligen Selbständigkeit aller Linksgruppen und unter Aufrechterhaltung jedes einzelnen Punktes ihrer Parteiprogramme schließen sie sich zusammen, um die Republik als solche erneut zu sichern. Im Lichte einer solchen Betrachtung wird es verständlicher, daß z. B. die guten Kapitalisten in den Reihen der Radikalsozialisten, ohne an ihrer Seele Schaden zu nehmen, in Volksversammlungen erscheinen und sprechen können, bei denen die Sozialisten ihre roten Fahnen und die Kommunisten ihre Embleme und

Banner zeigen. Marschierte nicht auch Waldeck-Rousseau, der doch gewiß das Muster eines guten französischen Bourgeois war, im Kampfe für die Republik um die Jahrhundertwende nach den Klängen der Internationale? Vor ihm flatterten nicht nur die Trifoloren, sondern auch die roten Fahnen der Revolution, ja sogar die schwarzen der Anarchisten. Das besagte natürlich keineswegs, daß damit die Meinungsverschiedenheiten beseitigt worden wären, die ihn in den Fragen der Außenpolitik, der Finanzpolitik und des Tempos der sozialen Entwicklung von der bunten Gesellschaft zu seiner Linken trennten. Bezeichnend für die Wandlungsmöglichkeiten französischer Politiker ist übrigens, daß damals unter den Anarchisten jemand mitmarschierte, der später fünfzehnmal in Frankreich Ministerpräsident werden konnte: Briand.

Dieser kurze Blick auf bestimmte, permanente Gegebenheiten der inneren Machtbildung und Machtverteilung in Frankreich möge genügen, um das politische Gebilde des heutigen rassemblement populaire, oder kürzer gesagt der Volksfront, etwas verständlicher zu machen. Trotz aller peripherischen Erscheinungen in der französischen Demokratie gilt auch heute noch, daß die große Mehrheit des französischen Volkes „links“ steht. Entsprechend der amtlichen Deutung, daß die große Revolution den Fortschritt schlechthin verkörpere, besagt dieses „Links“ in dem politischen Glaubensbekenntnis des Durchschnittsfranzosen den Glauben an den immerwährenden Fortschritt, der sich in der Vervollkommenung der Menschenrechte und damit in der sozialen und moralischen Hebung der Gesellschaft, in der Zerstörung aller Kraftgebilde, die der „liberté“ und der „égalité“ gefährlich werden können, und in der Ersekung der Macht bei der Regelung zwischenstaatlicher Angelegenheiten durch ratifizierte Rechtstitel offenbart. Diese von Rousseau und Voltaire entwickelten und in dem Manifest der Menschenrechte während der großen Revolution niedergeschriebenen Doktrinen sind trotz aller Wandlungen der Zeit auch heute noch die Grundgesetze der französischen Gesellschaftsordnung und beherrschen deshalb auch den gesamten Staatsapparat. Es ist sehr aufschlußreich, im Hinblick auf sie das Manifest der Volksfront vom 14. Juli 1935 zu untersuchen. Veinabe aus jeder Zeile spricht uns daraus der gleiche Geist und die gleiche innere Einstellung an, die den Gehalt der III. Republik bis heute bestimmt hat. Im Gegensatz dazu steht auch nicht, daß in der Gegenwart wie in der Vergangenheit andere Ideen vom Wesen der Gesellschaft und von der Aufgabe des Staates stark genug sind, um eine ansehnliche Anhängererschaft um sich zu versammeln. Überall und besonders in der französischen Jugend brechen heute solche Vorstellungen hervor. Aber die kompakte Mehrheit des Landes — das haben die Wahlen von 1932 und 1936 eindeutig bewiesen — ist von ihnen noch nicht ergriffen worden. Ob in unseren Tagen die beiden wichtigsten Parteineugründungen, die französische Sozialpartei de la Roques und die französische Volkspartei Doriot, ernsthaft in den geistigen Bereich des rassemblement populaire eindringen konnten oder ob sie sich im wesentlichen darauf beschränkten, den buntfarbigen Gebilden auf der Rechten die Anhänger wegzunehmen, können erst die nächsten Wahlen anzeigen.

Die Bedeutung des 6. Februar 1934

Alles, was heute in Frankreich geschieht, ist ganz wesentlich von den Vorgängen im Februar des Jahres 1934 beeinflusst. Darum ist es notwendig, sie kurz in diese Betrachtung einzuschließen. Die Wahlen von 1932 hatten eine ausgesprochene Mehrheit der Linken in die Kammer gebracht (320 von 614 Mandaten). Aber die Linke zeigte sich absolut unfähig, damit etwas anzufangen. Die tiefe Feindschaft zwischen Léon Blum und dem „Abtrünnigen“ Paul-Boncour, der Meinungsstreit zwischen den Sozialisten und den Radikalen um die Führung und der persönliche Gegensatz zwischen Blum und Herriot verhinderten eine erspriessliche Zusammenarbeit der drei großen Linksparteien, von denen damals die Radikalen 160, die Sozialisten 110 und die republikanischen Sozialisten 50 Sitze in der Kammer innehatten. Zwei Jahre lang nach dem Votum des Volkes lebte Frankreich in einer Dauerkrise seiner Regierungen, die noch dadurch verschärft wurde, daß die beispiellose Nachkriegskonjunktur zu Ende ging und der Stawiskifskandal eine unerhörte moralische Krise in der regierenden Schicht des Landes aufdeckte. Die Spannungen, die daraus entstanden, entluden sich in den blutigen Schießereien am 6. Februar. Die Linke bezog eine Niederlage, wie sie in der Geschichte der französischen Innenpolitik wohl noch niemals zu verzeichnen war. Obwohl Daladier, der damals die Regierung führte, in der tragischen Nacht fünf Vertrauensvoten nacheinander erhielt, mußte er am 8. Februar unter dem Druck der Straße kapitulieren und zurücktreten. Denn darin lag ja das Wesentliche dieser Tage, daß das Gesetz des Handelns, die action directe, von der Straße her der Linken aus der Hand geglitten und an die Rechten übergegangen war. Wenn jemals auf der Rechten irgendeiner daran gedacht hat, mit einer solchen Aktion die Macht im Staate an sich zu reißen, so war die Stunde dafür denkbar günstig. Eine ganze Nacht lang hing der Besitz des Kammergebäudes, in dem sich alle Abgeordneten befanden, von der Eroberung einer einzigen Brücke ab. Aber dieser Streich gelang nicht, und zwar sowohl wegen des scharfen Durchgreifens Daladiers, der zusammen mit seinem Innenminister Frot rücksichtslos schießen ließ, als auch wegen der heillosen Verwirrung im Lager der Rechten, wo keine Persönlichkeit es wagte, offen das Kommando an sich zu reißen. Als am 8. Februar die Regierung Doumergue gegründet wurde, war die Gefahr für die demokratische Republik, wenn sie wirklich bestanden haben sollte, vorbei. Herriot, der geschickte parlamentarische Taktiker, führte den größten Teil seiner radikalen Streitmacht in die Reservestellung dieses Kabinetts der nationalen Konzentration und rettete damit den Parlamentarismus. Wäre auf der Rechten nur ein einziger Mann mit genügendem Ansehen gewesen, der den Mut gehabt hätte, die regierungsunfähige Kammer aufzulösen und Neuwahlen auszusprechen — die Geschichte wäre wahrscheinlich andere Wege gegangen. Aber so fand sich keine andere Lösung, als die Staatsgeschäfte in die Hände eines Greises zu legen, der auch nichts Besseres konnte, als sehr bejahrte Herren um sich zu versammeln. Das Durchschnittsalter der Minister dieses Kabinetts Doumergue überstieg 60 Jahre! Es ist nicht verwunderlich, daß diese Regierung abtreten mußte, sobald sie mit

einer Verfassungsreform die Grundlagen der Parlamentsherrschaft anzutasten versuchte. Aber die Politik des Zeitgewinnens, die Herriot meisterhaft betrieb, war damit noch nicht vorbei. Es kam zunächst noch zu dem Experiment Glandin, an dessen Scheitern schließlich weniger die Linke als vielmehr die Börse und die Bank von Frankreich durch ihren damals noch sehr kräftigen politischen Einfluß schuld waren.

Die Linke schließt sich zusammen

Glandin wurde von Laval abgelöst, und dessen Regierungsmethode hat dann praktisch den Zusammenschluß der Linken beschleunigt. Für einen Ministerpräsidenten, der auf so schwachen parlamentarischen Füßen stand wie Laval, lag ohne Zweifel eine starke Versuchung vor, die damals auf der Straße beinahe gleichstarken Kräfte der militanten Rechten und Linken gegeneinander auszuspielen. Er machte das nicht ungeschickt, und beinahe ein ganzes Jahr lang schien ihm sein Spiel auch zu glücken. Wenn schließlich doch der Enderfolg ausblieb, so liegen dafür mehrere Gründe vor. Der wichtigste unter ihnen ist die Lavalsche Außenpolitik gewesen. Die Haltung, die Frankreich unter seiner Führung dem italienischen Kolonialfeldzug in Abessinien gegenüber einnahm, entsprach nicht dem Willen der Mehrheit des französischen Volkes. Die Verteidiger Lavals können mit Recht einwenden, daß eine Politik, die diesem wirklich entsprochen hätte, einfach deshalb nicht zu machen war, weil dieser Wille lediglich im Negativen einig, sonst aber wirr zerspalten war. Das ist durchaus richtig, ändert aber nichts an der Tatsache, daß sich schließlich die ganze Wucht dieser negativen Mehrheit gegen Laval wandte und ihn stürzte. Selbst Paul Reynaud, der doch gewiß nicht links steht, kritisierte ihn schließlich auf das schärfste, weil er die Freundschaft mit England bis an die Grenze des für England Erträglichen belastete, ohne dafür in Italien eine Kompensation zu bekommen. Andere Kreise der Rechten warfen ihm vor, daß er das Bündnis mit den Russen abgeschlossen hatte. Die Linke fand in der alten Briandschen Formel: „Der Pakt, nur der Pakt und nichts als der Pakt“ ein bequemes Mittel, um in der Opposition gegen Laval das einigende Band unter allen ihren Gruppen fleißig zu flechten. In allen Parteien aber stieß Laval damit an, daß er bei seinem Besuch in Moskau den Staatschef einer fremden Macht, eben Stalin, aufforderte, in der französischen Innenpolitik zu intervenieren und die französischen Kommunisten zu einer veränderten Haltung in der Frage der Landesverteidigung zu veranlassen. Das hat besonders die patriotischen Gemüter der französischen Radikalen aufs tiefste verletzt. Wenn später auf dem Parteitag der Radikalsozialisten im Wagramsaal über diesen Punkt öffentlich so gut wie überhaupt nicht gesprochen worden ist, so hat er doch die Entscheidung gegen Laval mitbeeinflusst. Herriot bekam damit die Möglichkeit des Absprungs, und da seine Mission, die am 8. Februar mit dem Eintritt in das Kabinett Doumergue begann, sowieso schon beendet war, gab er die Führung der Partei an Daladier ab und rückte selbst für eine noch nicht abgelaufene Zeit ins zweite Glied.

Die Geburtsstunde der Volksfront

Auf der Linken war nämlich inzwischen mancherlei geschehen, was die innere Machtverteilung in Frankreich gegenüber dem Februar 1934 grundlegend veränderte. Das Prinzip der discipline républicaine setzte sich in dem Maße durch, wie die Feuerkreuzbewegung auf der Rechten scheinbar der Macht näherkam. Die 533 Notverordnungen Laval's hatten weite Kreise der Beamtenschaft, des Mittelstandes und der Bauern wieder mit der Rechten verfeindet und sie in ihre alten politischen Heimaten auf der Linken zurückgetrieben. Dazu kam, daß das Spiel des Ausbalancierens zwischen Rechts und Links, mit dem Laval das Gleichgewicht halten wollte, letztlich nur zu einer gefährlichen Stärkung der äußersten Flügel auf beiden Seiten führte. Als am 9. Juli 1935 bekannt wurde, daß de la Roque mit seinen Feuerkreuzlern am 14. Juli, dem nationalen Feiertag Frankreichs, auf den Champs Elysées demonstrieren würde, und daß die Regierung dazu die Erlaubnis erteilt hatte, war die Geburtsstunde der Volksfront gekommen. Am Abend des gleichen Tages erschienen die Präsidenten der Liga für Menschenrechte, Viktor Basch, und des Komitees antifaschistischer Intellektueller, Professor Langevin, auf dem Plan und beriefen die führenden Personen der wichtigsten politischen Linksgruppen zu einer gemeinsamen Sitzung zusammen, um eine Gegen demonstration der Linken am nationalen Feiertag in Gang zu bringen. Dieses Unternehmen glückte überraschend schnell. Am Morgen des 10. Juli wurde das rassemblement populaire aus der Taufe gehoben, und die Blätter der Linken vom gleichen Tage konnten bereits ankündigen, daß am 14. Juli alle Parteien und Gruppen der Linken auf dem Platz der Bastille aufmarschieren würden. Zehn Parteien und politische Vereinigungen hatten den Aufruf unterschrieben: die radikale und radikalsozialistische Partei, die sozialistische Partei, die kommunistische Partei, die Partei der sozialistischen und republikanischen Union, die Liga für Menschenrechte, das Komitee antifaschistischer Intellektueller, das Weltkomitee gegen den Faschismus und den Krieg (Amsterdam-Pleyel), die Bewegung alter Frontkämpfer (sozialistisch-kommunistischer Frontkämpfer-Verband) und die damals noch nicht vereinigten beiden Gewerkschaften. Die Tatsache, daß das rassemblement, die Volksfront, so schnell durch den Zusammenschluß dieser zehn Gruppen gebildet werden konnte, spricht dafür, daß die innere Disposition zum gemeinsamen Handeln bei jeder von ihnen vorhanden gewesen ist, und daß es nur einer Initiative bedurfte, um die Volksfront zu schaffen. Bezeichnenderweise kam dieser Anstoß nicht aus den Parteien, sondern von zwei Persönlichkeiten, deren linksgerichtete Einstellung zwar allgemein bekannt ist, die aber im parlamentarischen Leben so gut wie gar keine Rolle spielen.

Am Nachmittag des 14. Juli zeigte sich die Volksfront zum erstenmal in der Öffentlichkeit. Daladier, Blum und Cachin marschierten Arm in Arm vor einem riesigen Menschenhaufen, der sich mit einem Minimum an Disziplin vom Platz der Bastille zum Platz der République wälzte. Die Blätter der Rechten schätzten am anderen Tag die Zahl der Teilnehmer auf 300 000, die der Linken auf 500 000. Aber dieser Streit um Zahlen war politisch ziemlich bedeutungslos

gegenüber der Tatsache, daß der ganze Vorort St. Antoine, der klassische Herd aller französischen Revolutionen, von den Massen der Linken besetzt gehalten wurde, während zur gleichen Stunde etwa 100 000 Feuerkreuzler, von denen ein großer Teil aus der Provinz gekommen war, im Gleichschritt am Grabmal des unbekannten Soldaten vorbeimarschierte. Durch die auf diese Weise sichtbar gewordene zahlenmäßige Überlegenheit geriet das Spiel mit den inneren Gleichgewichten, das Laval nicht aufgeben konnte, ohne auf die Macht zu verzichten, in arge Bedrängnis. In dem Maße, wie überall im Lande nach dem Pariser Muster Volksfronten gebildet wurden, verlor die Regierung der nationalen Union an Ansehen, zumal schon geraume Zeit vor der Auflösung der Kammer deutlich war, daß die Zusammensetzung des alten Parlaments dem Willen der Volksmehrheit nicht mehr entsprach.

Machtübernahme und Regierung Blum

Am 16. Juli, als nach den endlosen Siegesfeiern nach dem nationalen Festtag endlich die Köpfe ein wenig klarer geworden waren, fand die zweite Sitzung der Leitung der Volksfront statt. Dabei wurde sehr ernsthaft der Gedanke diskutiert, ob man sich nun nach der Demonstration am 14. nicht wieder auflösen sollte. Die Verteidiger dieses Vorschlages machten geltend, daß angesichts der starken Mehrheit der Linken in Paris die „Feinde der Republique“ keinerlei staatsstreichähnliche Aktionen mehr wagen würden und daß deshalb das normale Spiel des Parlamentarismus wieder Platz greifen könne. Aber diese Meinung setzte sich nicht durch. Im Gegenteil, es wurde schließlich einstimmig beschlossen, auch weiterhin in dem rassemblement zusammenzubleiben und im Hinblick auf den für später erwarteten Wahlsieg eine Art Regierungsprogramm auszuarbeiten. Dabei sollte innerhalb der Volksfront aber keineswegs nach parlamentarischen Sitten verfahren werden. Mehrheitsbeschlüsse z. B. galten nicht, sondern ein Vorschlag wurde entweder einstimmig auf das gemeinsame Programm gesetzt oder überhaupt verworfen. Bei den Abstimmungen behielt jede Gruppe die volle Freiheit ihres Votums. Auf diese Weise ist verhindert worden, daß die Volksfront so etwas wie ein Parteiersatz wurde. Andererseits macht dieser Beschluß auch verständlicher, warum nach der Übernahme der Regierung durch Léon Blum in verschiedenen schwerwiegenden innen- und außenpolitischen Fragen innerhalb der parlamentarischen Regierungsmehrheit tiefgehende Meinungsverschiedenheiten auftreten konnten. Die revendications du rassemblement populaire, die nach langen und äußerst schwierigen Beratungen als Grundsätze für eine Regierung der Volksfront veröffentlicht wurden, beschränkten sich im großen und ganzen darauf, Prinzipien demokratischer und republikanischer Art zu verkünden und ihre Durchsetzung mit Hilfe der legal eroberten Macht im Staate zu fordern. An der Spitze dieser revendications steht der sogenannte Volksfronteid, der folgendermaßen lautet: „Wir schwören, zusammenzubleiben, um die demokratischen Freiheiten zu verteidigen, damit die Arbeiter Brot, die Jugend Arbeit und die Welt den Frieden erhält!“ Im Zeichen dieses Eides umfaßt der erste Teil des Regierungsprogramms die „Verteidigung der Freiheit“. Ein großer Abschnitt gerade

dieses Teiles ist durch das Kabinett Léon Blum bereits verwirklicht worden, u. a. eine allgemeine Amnestie, die Auflösung der militanten Rechtsverbände, die Anerkennung der Gewerkschaften als Sozialvertretung der Arbeiter und die Einleitung einer freiheitlicheren Politik in den Kolonien. Das seit Wochen in der öffentlichen Meinung Frankreichs lebhaft diskutierte Pressegesetz wird wohl noch vor Ende dieses Jahres im Sinne des Volksfrontprogramms von der Kammer verabschiedet werden, dürfte aber in der geplanten Fassung auf einen sehr heftigen Widerstand im Senat stoßen. Die empfohlenen Maßnahmen zur Verteidigung des Friedens brachten gegenüber der traditionellen Außenpolitik Frankreichs keinerlei neue Gesichtspunkte. Sie bejahen den Grundsatz des unteilbaren Friedens und der kollektiven Sicherheit, gewährleistet durch regionale Unterstützungsverträge im Rahmen des Völkerbundes. Léon Blum hat die in diesem Teil der revendications enthaltenen Gedankengänge im Sommer dieses Jahres einmal auf die kurze Formel gebracht: „La paix est générale ou elle n'est pas.“ Auch von den wirtschaftlichen Empfehlungen sind die wichtigsten, wie die Kürzung der Arbeitszeit, umfangreiche öffentliche Arbeiten, Festsetzung eines Beamtenhöchstalters, damit Plätze für die Jugend frei werden, Aufhebung einer ganzen Reihe von Laval'schen Notverordnungen, Errichtung eines Getreideamtes, Umwandlung des Statuts der Bank von Frankreich und ein neues Bankgesetz, bereits durchgeführt worden. Das gilt freilich nur soweit, als in sehr vielen Fällen vorläufig die beiden Parlamente die grundsätzlichen Gesetze verabschiedet haben. Deren Umsetzung in die Praxis wird wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen und stößt jedenfalls teilweise auf sehr große Schwierigkeiten. Am deutlichsten wird das bei der Nationalisierung der Kriegsindustrie, die Kammer und Senat beschlossen haben, deren praktische Anwendung aber einige Grundfragen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung berührt und deshalb von den zuständigen Ministerien nur äußerst behutsam in Angriff genommen wird.

Am 26. April und 3. Mai vorigen Jahres fanden die Wahlen für die Kammer statt, die der Volksfront eine nicht vorhergesehene Mehrheit von 377 Stimmen bei einer Gesamttheit von 616 Mandaten einbrachten. Die Art, wie die Volksfront bei dieser Volksbefragung zusammenarbeitete, war denkbar einfach. Überall wurde der Kandidat der Partei im zweiten Wahlgang von allen Anhängergruppen der Volksfront unterstützt, der im ersten Wahlgang, wo jede Gruppe für sich marschierte, die relativ meisten Stimmen auf sich vereinigen konnte. Auf diese Weise ist es zu erklären, daß die Kommunisten auf 77 Mandate kommen konnten, nachdem sie in der vorhergehenden Kammer zwölf innegehabt hatten. Während nämlich seit Jahren bei den Wahlen unter den Sozialisten und Radikalsozialisten aus alter Tradition das sogenannte Linkskartell zu spielen pflegte, und die Kommunisten isoliert blieben, wurden sie nunmehr die Nutznießer der discipline républicaine, durch die auch die Radikalsozialisten in vielen Fällen zur Stimmabgabe für die Kommunisten veranlaßt wurden. Die Partei Léon Blums setzte sich mit 144 Sitzen an die Spitze aller Gruppen innerhalb der Volksfront. Die Radikalsozialisten mußten die Schwankungen ihrer Politik unter Herriot mit einem Verlust von 58 Mandaten bezahlen. Sie blieben aber mit 106 Sitzen in der Kammer

immer noch die zweitstärkste Partei. Am Tage nach der Wahl reklamierte Léon Blum in einer Sonderausgabe des „Populaire“ die Regierungsbildung für sich und seine Partei, und am 6. Juni berief ihn der Präsident von Frankreich zum Ministerpräsidenten. Das Kabinett, das dann im letzten Augenblick gebildet wurde, entspricht insofern nicht ganz den Erwartungen der Anhänger der Volksfront, als die Kommunisten bekanntlich nicht mit von der Partie sind.

Ausblick in die Zukunft

Das Kabinett Léon Blum ist jetzt, getragen von der parlamentarischen Volksfrontmehrheit, über sechs Monate im Amt. In dieser Zeit wurde bei verschiedenen Anlässen sehr deutlich, daß zwischen den Kommunisten und den übrigen Teilen der Volksfront tiefgehende Meinungsverschiedenheiten bestehen. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die Haltung der französischen Regierung gegenüber dem spanischen Bürgerkrieg, eine Frage, bei der die Kommunisten in völliger Abhängigkeit von Moskau eine Politik betreiben, die der des Quai d'Orsay nur soweit folgt, als es auch Moskau tut. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß oft von einer Krise innerhalb der Volksfront gesprochen wurde und einige Auguren bereits so weit gingen, den Sturz des Kabinetts Blum für eine bestimmte Zeit vorauszusagen. Solche Betrachtungen berühren aber nicht den Kern der gegenwärtigen inneren Machtverteilung in Frankreich, sondern lassen sich allzusehr von der parlamentarischen Fraktionsarithmetik beeinflussen, die bei anderen Gelegenheiten sicherlich auch richtig war. Was dagegen die Regierung Léon Blum angeht, so hat der Ministerpräsident selbst oft genug öffentlich festgestellt, daß er die Macht so lange behalten werde, wie die Volksfront intakt bleibt. Damit ist die Frage des Regierungsturzes primär aus dem Bereich des Parlaments ausgeschieden und zu einer Angelegenheit der französischen Volksbewegung geworden, die sich im Zeichen der Linken nunmehr eineinhalb Jahre in Frankreich betätigt. Wer will angesichts der bewegten politischen Leidenschaften in den breiten Massen die Verantwortung dafür übernehmen, daß die Volksfront zerstört wird? Die Kommunisten? Sicherlich nicht so lange, wie sie befürchten müssen, daß sie den nächsten Wahlkampf, der nach einem Zusammenbruch der Volksfront unvermeidlich würde, isoliert bestehen müssen. Sozialisten, republikanische Sozialisten und Radikalsozialisten aber denken ebensowenig daran, die Volksfront zu sprengen, zumal die Abwertung des Franken und die auf eine Aktivierung der gewaltigen finanziellen Reserven Frankreichs abgestellte Wirtschaftspolitik des Kabinetts langsam ihre ersten Früchte tragen. Zudem kündigt der Fall Salengro eine neue Ära von Gesetzen an, die alle im gemeinsamen Geist der Linken geboren und deshalb die bestehenden Bande zwischen den einzelnen Gruppen der Volksfront vorläufig eher verstärken als lockern werden. Es kann deshalb schon richtig sein, wenn ein guter Kenner der französischen Innenpolitik uns dieser Tage versicherte, daß die Regierung Léon Blum so fest im Sattel sitze, daß man ihr Ende vorläufig nicht absehen, sondern daß man annehmen könne, daß sie die vollen vier Jahre der Lebenszeit des Parlaments an der Macht bleiben werde.

Zwischen den Entscheidungen

Zur Lage der Schweiz

Unser Land steht vor einer Neuorientierung der Politik, der Wirtschaft, schließlich seines gesamten Wesens, der es zu entgehen strebt. Der bis ins Mark gefahrene Schreck darüber, daß die Welt so unfasslich anders wird, drängt zum Ausweichen vor den neu geschaffenen Tatbeständen und Forderungen der Zeit.

Diese Reaktion ist nicht Feigheit. Sie hängt vielmehr aufs engste mit einem jahrhundertalten politischen und ins Gesamtmenschliche übergreifenden Verhalten zusammen. Eine überaus merkwürdige seelische Letargie überzog seit dem Rückzug aus der aktiven Politik die dynamischen Kräfte des Volkes. Es ist so befangen, daß es oft gleichsam abgeschnitten ist von der Außenwelt. Die Augen nach innen, brütete es in sich selbst versunken, was plötzlich in Ausbrüchen von Minderwertigkeit oder Einbildung nach außen hochschlagen kann.

Die stetig abgeschwächten Zusammenhänge mit den großen Weltbegebenheiten und den ihnen vorausfliegenden Ideen der Gemeinschaft und Macht verschafften dem Innenleben ständig wachsende Selbständigkeit, aber es verkapselte sich und wurde unzugänglich einem lockernden Zustrom. Das 18. Jahrhundert sah eine stattliche Schar von Käuzen und Sonderlingen als seltsame Begleiterscheinung der munteren, alles wissenden Aufklärung, die sich in der Schweiz häuslich niederließ als Ersatz für die ewigen Werte. Im 19. Jahrhundert zogen einsiedlerische Erfinder und versponnene Biedermeiergestalten neben dem rationalen Liberalismus der Gedanken und des Bürgertums einher, das mit all seinem Streben auf äußern Erfolg und naturwissenschaftlichen Beweis gerichtet war. Aus dem Gewühl ragt Gotthelfs Figur wie ein Seher auf einsamem Berge empor, mächtige Beschwörung zum Heil, unerhörter Heimruf zu den alten, segnenden Gewalten.

Die Schweiz führt seit Jahrhunderten ein verzaubertes Insel-Dasein, so paradox es klingt: obwohl mitten in Europa, lebt sie außerhalb von ihm. Zwar ist sie von den europäischen Spannungen umschlossen und hängt in ihrem Netzwerk, aber sie ist unberührbar, von der Welt wie durch einen unsichtbaren Dornenhag abgegrenzt, und unfähig, aus eigenem Antrieb sich abzulösen und sich zu retten durch die Vermählung mit der Realität der eidgenössischen Idee und dem schöpferischen Bewußtsein dieser Realität. So ziehen die Dinge der Welt ungefangen wie Traumphantasma vor dem innern Auge vorüber, während der Mensch in äußerer Tätigkeit seine Pflicht tut, nüchtern und klar und mit prüfendem Verstand, und nie doch aus der Trivialität des privaten und politischen Geschäftes herausfindet, stets zuinnerst unbefriedigt und sehnfüchtig. Er gleicht einem von einer bösen Fee verwunschenen Fürstensohn, der ein kleiner Angestellter ist, dann Prokurist, dann ein Herr Direktor, jedoch im tiefsten Herzen seinen Ursprung nie vergessen kann, ohnmächtig im heißen Wunsche, all den Plun-

der von sich zu werfen, um wieder jenes freie, edle Naturdasein aufzunehmen, das ihm vor dem Falle eigen war. Es fehlt dem Schweizer, soweit sich sehen läßt, das Selbstbewußtsein der Erneuerung — jener Erneuerung, die ein Innenvorgang ist und keine äußere Mache notwendig hat.

Die Trennung von allen allgemeinen Zusammenhängen, wodurch man sich durchaus unbeteiligt und unverantwortlich vorkommt, bis zu dem Grade der metaphysischen Neutralität: des Enthobenseins von jedem letzten Entschluß, scheint es gewesen zu sein, was die Überzeugung eines eigenartigen providenziellen Schutzes im Unterbewußtsein gedeihen ließ. So läßt sich das sonderbare, oft angeführte Wort: *Providentia dei et confusione hominum Helvetia regitur* in seinem symbolischen Wert verstehen. Daß dieser ganze hochgepriesene Zustand der Uneinbezogenheit ein Ende haben, daß die Schweiz wieder aktiver, tätiger Teil der Welt werden und nach ihrem Maß und ihrer Kraft in bedeutsame Entscheidungen eingreifen könnte, das hält man für ein schlechtweg unmögliches Ereignis. Während die stille Revolution der Umwertung aller Werte unaufhaltsam und ohne Ansehen des Landes, in allen Lebensäußerungen und in allen Gebieten um sich greift, will man hier den unterbrochenen Schlaf wiederherstellen. Mit offenen Augen möchte man nicht sehen, daß auch die Schweiz an der Reihe ist, große Entschlüsse zu fassen.

★

Viel Unzufriedenheit wurde einfach darum geschluckt, schwere Mißstände des halb geduldet, weil bis vor kurzem niemand an der Stabilität der Währung und der darauf gegründeten Sicherheit des privaten Lebensstandards und der politischen Verhältnisse Zweifel hegte. Feierlich wie in keiner Sache hatte der Bundesrat beteuert, daß er am Franken festhalte, und als er doch mit „einer Verbeugung vor der in Frankreich geschaffenen Lage“, wie Bundesrat Obrecht das ausdrückte, in dramatisch-erregter Sitzung die Waffen streckte, da geriet wirklich für einen Moment der ganze politische und soziale Bau durch die Senkung der Währungsbasis ins Wanken. Es ist aber auch ganz sicher — nachträglich betrachtet — daß nur der schnelle Entschluß der Abwertung, der das Land vor ein folgenschweres fait accompli stellte, das Schweizer Volk vor einer Panik bewahrt hat. (Durch die Unterlassung der Abwertung und bloße Goldankäufe mit einem Agio wäre der wilde und verhängnisvolle Ansturm der internationalen Spekulation doch losgebrochen.) Jedermann hat sich in den Gedanken gefunden, daß eine vollständig neue Situation geschaffen ist und Fragen politischer Grundsatze, die man früher überhaupt nicht stellen konnte, durch die Erschütterung der Geborgenheit jetzt zur Tagesordnung gehören.

Die Rückwirkung im Volk war zunächst eher gedämpft. Nur einige scharfmacherische Kreise fanden, sie seien vom Bundesrat verraten und betrogen worden, was viel zu weit geht. Wir haben bestimmt keinen Machiavelli in Bern. Immerhin kamen nüchtern denkende Leute, mit gesundem, scharfem Einblick ins heutige Volksleben, zur Ansicht, daß der Bundesrat seine Vertrauenscharte nur mit einem großzügigen Wirtschafsaufbau ausweken könne.

Tatsächlich war der Moment vielversprechend. Die vor der Abwertung erschütterte und windschiefe Wirtschaftsverfassung hätte sich durch ein überlegenes Handeln in größerer Stärke wieder aufrichten lassen. Die erste Zeit nach der Abwertung ließ sich verblüffend günstig an. Durch die Goldankäufe der Nationalbank gingen mehr als eine halbe Milliarde von Rückfluß-Kapitalien ein, und der außerordentliche Geldüberschuß erleichterte die Lage von privaten und öffentlichen Unternehmungen, so daß die Nationalbank den Diskont auf den niedersten europäischen Zinsfuß von 1,5 Prozent herabsetzen konnte. Der Export zog an, die Fremdenindustrie war vor einer Katastrophe gerettet, der Preis der wichtigsten Lebensmittel durch Staatsintervention stabilisiert. Alle diese Antriebe hätten aber durch ein Wirtschaftsprogramm der Regierung feste Form und eine zentrale Leitung erhalten müssen. Der verantwortliche Minister, Bundesrat Obrecht, hat schon Ende September verlautbart, daß er in dieser Richtung definitive Entschlüsse fassen werde. Dieses Programm ist bis heute ausgeblieben.

Es fehlte einzig am konsequenten, eindrucksvollen Handeln und den weitgesteckten Zielen der Regierung, wenn der einzigartige Moment, die Wirtschaft zur Gesundung und zur Zusammenarbeit zu führen, wieder verpaßt ist. Wenn jetzt, Wochen nach dem Abwertungsbeschuß, unterirdische Wellen der Beunruhigung durch das Land laufen und eine Initiative von links die Entwicklung abzufangen droht, so liegt die Schuld dafür nicht in dem einmaligen und durch die Umstände notwendigen Akt, sondern in der Passivität, in die man zuständigen Ortes, durch das eigene Handeln erschüttert, wieder zurücksank. Der liberale Mensch verpönt eben den handelnden Willen (die Dinge müssen sich von selber richtig gestalten, ohne Vorausschau und Programm), darum sieht er auch seine Notwendigkeit nicht ein. Diese Anschauung ist bestärkt von einer jahrzehntelangen Erfahrung der Prosperität einer Zeit, wo der gestaltende Wille nicht vonnöten war und eigentlich alles von allein aufwärts ging.

★

Dieses Vertrauen herrscht auch heute an oberster Stelle vor. Die kürzlichen Ausführungen des Bundespräsidenten, die der Abwertung gegenüber in dem Wunsche äußerster Sparsamkeit gipfelten, waren von deprimierender Inhaltslosigkeit, aber von dem schärfsten Gegner der Abwertung nur allzu verständlich. Jedoch das Volk sieht sich mehr denn je verlassen und auf sich selbst angewiesen.

So konnte eine starke Opposition, konzentriert in der *Richtlinienbewegung*, nach außen einheitlich auftreten und auf breiter Basis Boden gewinnen. Es ist nicht rückgängig zu machen, daß durch den Wirtschaftsbeschluß ein neues Stadium politischer Machtbildung begonnen hat. Der Versuch einer Volksfront mit Linksextremisten an der Spitze ist mißlungen. Ihr Exponent, der bolschewisierende Nicole, ist gestürzt. In entschiedenem Auftreten haben die bürgerlichen Parteien, gedrängt von jungen nationalen Kräften, alle Positionen in Genf besetzt. Nun wird von links ein neuer Anlauf unternommen.

Den „Richtlinien für den wirtschaftlichen Wiederaufbau und

die Sicherung der Demokratie“ haben sich der Gewerkschaftsverband, die sozialistische Partei, die Angestelltenverbände, die Jungbauern unter Müllers rötlicher Färbung, der evangelische Arbeiterverband und die Demokraten angeschlossen, und erhebliche Teile des Freisinns sind geneigt, es zu tun. Das Ziel ist, nach dem Vertreter des Angestelltenverbandes, die Überwindung der Krise als Voraussetzung zur Erhaltung der Demokratie. Dies soll durch die Ausnützung der Produktionsmöglichkeiten geschehen, um allen einen gerechten Anteil am Gesamtertrage der Volkswirtschaft zu sichern. Der Hauptgesichtspunkt des Programmes ist eine Politik der Mitte aus allen aufbauwilligen Kräften des Volkes.

Der „Planlose Staatssozialismus“, wie ein bürgerlicher Politiker das gegenwärtige Durcheinander nennt, soll hier offenbar durch den planvollen Staatssozialismus ersetzt werden. Die Richtlinienführer drängen auf eine vermehrte Ausgabenwirtschaft des Staates, der sehr hohe Beträge für eine weitere Arbeitsbeschaffung anlegen soll. Für ihre Auffassung ist typisch, daß die Wirtschaftsbelebung durch ungedeckte Staatsaufträge erfolgen soll, wobei die Gewerkschaften es als gänzlich unwichtig hinstellen, daß ein Staatsbudget ausgeglichen sein müsse. Der Wiederaufbau soll also namentlich auf dem Rücken des auch sonst schwer belasteten Staates vor sich gehen, allem Anschein nach mit einer hitzigen Scheinkonjunktur zu Beginn und einem großen Kassenjammer hinterher. Der offensichtliche Chaos-Plan hat aber als Verbesserung für den Augenblick viel Verlockendes, das psychologisch allein in die Augen sticht. Deshalb wird der Warnungsruf, nicht mit ungedeckten Budgets anzufangen, was Sorgfalt und Verantwortung in der Finanzgebarung zerstöre, als „kleinbürgerliche Jeremiade“ verlacht. Nur die ständerätlichen Wächter strengen Haushaltens haben die Votschaft des Bundesrates, der auf dieser Linie nachgab, nicht gebilligt. Was kümmer die breiten Schichten die Meinung dieser Kommission.

★

Teilweise wird die Suche einer Lösung durch die Richtlinien-Initiative wieder auf das wirtschaftliche Terrain abgeschoben. Aber der zweite Programmpunkt drängt zu grundsätzlichen Entscheidungen auf der politischen Ebene.

So verführerisch die wirtschaftlichen Gedankengänge tönen, die politische Idee des Richtlinien-Programms ist ein noch bestechenderer Sirenen gesang für ein demokratisches Herz. Denn es bestehen im Bürgertum trotz alledem gewisse Bedenken, sich wirtschaftlich auszuliefern, und eine berechtigte Furcht vor den kalten Operationen des Staatssozialismus. Das politische Entgegenkommen der Linken aber, das muß Vertrauen erwecken. Der zur Landesverteidigung ohne Einschränkung bekehrte Sozialismus spielt sich als Hüter der Demokratie auf, und da sollten die bürgerlichen Parteien, die das Wort Demokratie beständig im Munde führen, nicht gerührt in den treuherzigen Lobgesang auf die Demokratie einstimmen? Alles scheint ein Herz und eine Seele.

Zunächst ist ihnen beiden die Demokratie ein Begriff der Ablehnung, eine Schutzwehr gegen das Schreckgespenst einer Diktatur. Der Inhalt, der sich nicht

durch eine negative Umschreibung gewinnen läßt, ist so verschwommen, daß er aber auch fortwährend willkürlich ausgedeutet wird. Eben das Ausgedrohsene und Abgeleierte macht das Wort von der Demokratie zum wunschgemäßen Vehikel der Absichten der Richtlinien-Gruppen, indem sich dahinter die eigentlichen Ziele verbergen lassen. In der politischen Ideologie der ganzen Welt ist kein ehemals klares und bedeutungsvolles Wort so schändlich mißbraucht, wie eben dieser Ausdruck.

Wenn der Generalsekretär der französischen Gewerkschaften, Jouhaux, für die Demokratie und den Frieden eintritt und die Richtlinien-Macher, an ihrer Spitze der Generalsekretär der schweizerischen Gewerkschaften, Weber, für Demokratie und Landesverteidigung werben, so deutet dies auf einen allgemeinen und taktisch übereinstimmenden, internationalen Rückmarsch und die ideologische Umstellung des bürgerlich infiltrierten Marxismus. Dem verkappten Spiel setzte Stalin die Krone auf mit der Erklärung, daß die Diktatur der Arbeiterklasse die „einzig restlose demokratische Verfassung in der Welt“ ist. Nicht der integrale Kommunismus ist für die Schweiz gefährlich. Volksfront-Nicole wurde glänzend ausgebootet, und nirgends spielt er mehr eine nennenswerte Rolle. Die Gefahr droht vielmehr von den gemäßigten, klug operierenden Linkskreisen, die sich in den demokratischen Pelz kleiden und von den Bürgerlichen dafür eine Belohnung erwarten. Schaden für das Ganze ist jene kurzsichtige Bürgerlichkeit, die der Linken für den bieder sein sollenden Händedruck den Klassenkampf des Marxismus und alle staatssozialistischen Bestrebungen von Herzen verzeiht.

Beim Überschlag von Gewinn und Verlust dieses Handels zeigt sich deutlich, daß die ganze Sache die Mühle der Linken treibt, in der Auffassung der Sozialdemokraten, daß sie bei dieser neuen Politik mit allen Kräften mitarbeiten werden, weil sie mit den Zielen ihrer Partei übereinstimme. Wem es bei diesem offen zugestandenen Parteimanöver nicht wie Schuppen von den Augen fällt!

Es ist das Betrübliche, daß der geschickt eingefädelten Richtlinien-Initiative wenig aktive Kräfte gegenüberstehen. In erster Linie etwa die verschiedenen, aber nicht sehr starken Erneuerungsbewegungen, dann der abwehrende, ältliche Liberalismus, an wichtiger Stelle schließlich der Katholizismus. Es ist für die schweizerische Politik höchst aufschlußreich, daß im Endkampf um den Erfolg oder um den Nichterfolg der Richtlinien-Initiative Sozialisten und Katholiken die Klingen kreuzen. Heftige Angriffe gegen die Katholisch-Konservativen durch die Linkspresse demaskieren die Stelle, wo die Leitung der bürgerlichen Politik und des Staates sitzt. Die Absicht dieser Anfeindungen ist zum mindesten die, das Kleinbürgertum und die Angestelltenschaft böckig zu machen und ihre Trennung von der katholisch-freisinnigen Führung auszulösen, die dann eventuell die Spaltung der freisinnigen Partei zur Folge haben könnte.

Es wiederholt sich in diesem noch keineswegs abgeschlossenen Kampfabschnitt das alte, in der Schweiz allgemein zu beobachtende Kräfte- und Energieverhält-

nis: die Linke hat die Einfälle und die Offensive. Sie ist eine taktisch wendige Opposition in ständigem Werben um die Angestellten, die Kleinbauern und die kleinbürgerliche Mitte. Die Mächtigen der Wirtschaft und die alten Parteien haben das Beharrungsvermögen, erhebliche Mittel, aber in geistigen Fragen eine gänzlich unklare Haltung. In ihren Schichten finden sich weder werbende Ideen noch mitreisende Führertalente. Es ist der typische „Liberalismus in der Defensive“, der versucht, Positionen zu halten, die ihm unter den Füßen entgleiten. Der Bundesrat steht in der Mitte zwischen den beiden Gruppen und gibt um der Popularität und um des lieben Friedens willen oft dem Begehren von links nach. Vergeblich sucht man in ihm den beherrschenden Willen, der klaren Kurs durch alle Widerstände hält. Die Dinge gehen somit den alten Lauf, daß wie vor der Abwertung ein lethargischer Mismut und schimpfender Überdruß entsteht, die bei den Feuerungsanzeichen anfangs 1937 ihre Blasen treiben werden.

★

Das ist nun keineswegs die Neuorientierung, der Kampf der Jugend mit dem Blick auf neue Ziele, der befreiend wirken würde. Es handelt sich in der Richtlinien-Bewegung einfach um nichts anderes als um eine *Partei-kombination* großen Stiles, mit der die Sozialdemokratie, die in der Kriseninitiative und andernortes schwere Schlappen erlitt, wieder Oberwasser bekommen soll. Lebendige Politik liegt höher als das Blickfeld der selbstsüchtigen Parteiinteressen und der Verbandsegoismen.

Das Volk hat sie gründlich über. Es wendet sich den „Unabhängigen“ Duttweylers zu, der in vieler Augen der künftige, helfende Wirtschaftsminister ist, und den Erneuerungsgruppen ohne Parteischablonen.

Die ganze Außenpolitik und in ihrem Mittelpunkt die Neutralität bedarf der Klärung und aktiven Begründung. Ein belebendes Wirtschafts- und Finanzprogramm tut bitter not. Weltanschauung und Kulturpolitik sind brache Felder. Das Problem der staatstragenden Schichten harret der Prüfung, und damit das der Erziehung, wovon wiederum staatliche Gliederung und vollkommener Zusammenhang in höchstem Maß abhängen.

Das Wirtschaftsprogramm scheint noch im Vorstadium der Beratung, alles übrige teils auf die lange Bank geschoben oder überhaupt noch nie geprüft.

Wohin muß diese Nachlässigkeit im Grundsätzlichen führen? Welchen Wert hatte schließlich die Abwertung, wenn Zerfahrenheit und Gruppenegoismen nur ärgere Formen annehmen und das Volk beim Mangel jeder Führung von oben sich die düstersten Gedanken macht, es werde bei einer kommenden Preisverteuerung noch schlechter dastehen als zuvor?

Gewaltig sind die Aufgaben, die sich stellen. Wir brauchen eine *führende Gemeinschaft* für das Ganze und verbunden mit dem Ganzen. Sie sollte frei vom Parteiensystem sein und, einig in ihrer eidgenössischen Bereitschaft für die Tat, die nächste, fruchtbare Entscheidung vorbereiten.

Laotse

(6. Jahrhundert vor Christi)

Pflege der Persönlichkeit

Wenn auf Erden alle das Schöne als schön erkennen,
so ist dadurch schon das Häßliche gesetzt.
Wenn auf Erden alle das Gute als gut erkennen,
so ist dadurch schon das Nichtgute gesetzt.
Denn Sein und Nichtsein erzeugen einander.
Schwer und Leicht vollenden einander.
Lang und Kurz gestalten einander.
Hoch und Tief verkehren einander.
Stimme und Ton sich vermählen einander.
Vorher und Nachher folgen einander.

Also auch der Berufene:

Er verweilt im Wirken ohne Handeln.
Er übt Belehrung ohne Reden.
Alle Wesen treten hervor,
und er verweigert sich ihnen nicht.
Er erzeugt und besitzt nicht.
Er wirkt und behält nicht.
Ist das Werk vollbracht,
so verharret er nicht dabei.
Und eben weil er nicht verharret,
bleibt er nicht verlassen.

Selbstbeschränkung

Etwas festhalten wollen und dabei es überfüllen:
das lohnt der Mühe nicht.
Etwas handhaben wollen und dabei es immer scharf halten:
das läßt sich nicht lange bewahren.
Mit Gold und Edelsteinen gefüllten Saal
kann niemand beschützen.
Reich und vornehm und dazu hochmütig sein:
das zieht von selbst das Unglück herbei.
Ist das Werk vollbracht, dann sich zurückziehen:
das ist des Himmels SINN.

Rückkehr zur Echtheit

Gebt auf die Heiligkeit, werft weg die Erkenntnis:
 Und das Volk wird hundertfach gewinnen!
 Gebt auf die Sittlichkeit, werft weg die Pflicht:
 Und das Volk wird zurückkehren zu Familiensinn und Liebe!
 Gebt auf die Kunst, werft weg den Gewinn:
 Und Diebe und Räuber wird es nicht mehr geben!
 In diesen drei Stücken ist der schöne Schein nicht ausreichend.
 So sorgt, daß die Menschen etwas haben, woran sie sich halten können!
 Zeigt Einfachheit, haltet fest an der Lauterkeit:
 so mindert sich die Selbstsucht, so verringern sich die Begierden.

Bittere Herrlichkeit

Wer auf den Zehen steht,
 steht nicht fest.
 Wer mit gespreizten Beinen geht,
 kommt nicht voran.
 Wer selber scheinen will,
 wird nicht erleuchtet.
 Wer selber etwas sein will,
 wird nicht herrlich.
 Wer selber sich rühmt,
 vollbringt nicht Werke.
 Wer selber sich hervortut,
 wird nicht erhoben.
 Er ist für den SINN wie Küchenabfall und Eiterbeule.
 Und auch die Geschöpfe alle hassen ihn.
 Darum: wer den SINN hat,
 weilt nicht dabei.

Warnung vor dem Krieg

Wer nach dem SINN dem Menschenherrscher hilft,
 zwingt nicht mit Waffen die Welt.
 Seine Art ist es, den Rückzug zu lieben.
 Wo Kämpfer geweilt, wachsen Disteln und Dornen.
 Hinter den großen Heeren her kommt sicher böse Zeit.
 Der Tüchtige will Entscheidung und nichts mehr.
 Er wagt nicht Eroberung mit Gewalt.
 Entscheidung, ohne sich zu rühmen,
 Entscheidung, ohne stolz zu sein,
 Entscheidung, weil's nicht anders geht,
 Entscheidung, ferne von Gewalt.

Sind die Geschöpfe stark geworden, altern sie.
Denn das ist Wider-SINN.
Und Wider-SINN ist nah dem Ende.

Schmiegsame Befehring

Ist man beim Herrschen zurückhaltend und zögernd,
so ist das Volk ehrlich und einfach.
Will man beim Herrschen alles untersuchen und aufspüren,
so zeigt das Volk nur Mängel und Fehler.
Das Leid ist es, von dem das Glück abhängt.
Das Glück ist es, auf das das Leiden lauert.
Wer erkennt aber, daß es das Höchste ist,
wenn nicht geordnet wird?
Denn sonst verkehrt die Ordnung sich in Wunderlichkeiten,
und das Gute verkehrt sich in Aberglaube.
Und die Tage der Verblendung des Volkes dauern wahrlich lange.
Also auch der Berufene:
Er ist Vorbild, ohne zu beschneiden,
er ist gewissenhaft, ohne zu verletzen,
er ist echt, ohne Willkürlichkeiten,
er ist licht, ohne zu blenden.

Einschränkung des Selbstbetrugs

Wenn die Leute den Tod nicht fürchten,
wie will man sie da mit dem Tode schrecken?
Die Leute aber in beständiger Furcht vor dem Tode halten,
und wenn einer Wunderliches tut,
den sollte ich dann ergreifen und töten?
Wer getraut sich das?
Es gibt aber einen, der das Töten überwacht und tötet.
Wer nun statt dieses Einen, der das Töten überwacht, tötet,
der gleicht dem Mann, der statt des Zimmermanns die Art führt.
Wer statt des Zimmermanns die Art führt,
der wird selten davonkommen,
ohne sich die Hand zu verletzen.

Aus „Das Buch des Alten vom Sinn und Leben“ (Jena, Eugen Diederichs).

Die beiden deutschen Interregna

„Nach Kaiser Friedrichs Tode lag
wohl dreißig Jahr und manchen Tag
Friede und Recht darnieder“.

Kaiserchronik.

Zeiten des Niedergangs, der Unsicherheit, der Machtlosigkeit nach außen, der Gewalt und des Unrechts im Innern sind nur dann für ein Volk von tödlichem oder bleibendem Schaden, wenn in ihnen nicht Keime neuer Zukunft da sind, die vielleicht nur durch die äußerste Not zur Entfaltung und späterer Blüte gebracht werden können, oder wenn nicht eine tragende Idee von eigener Leuchtkraft die Gemüter unbemerkt zu dem Ziele führt, in dem der Sinn des Seins eines Volkes, sein staatlicher oder sein sittlicher Sinn, sich vollendet.

Es hat in der deutschen Geschichte verschiedentlich Zeiten gegeben, in denen die Mitlebenden keine Hoffnung auf eine deutsche Zukunft mehr zu hegen wagten und in denen dann doch der rückschauende Betrachter die Quellen neuer Herrlichkeit entdeckt. Wir kennen die Klagen und das Hadern mit dem Schicksal aus solchen Zeiten, deren tieferer Sinn den von ihnen Eingespinnenen und Bedrängten nicht offenbar wurde. Nur wenig Begnadeten ist es vergönnt, die neue Fragestellung, die das Schicksal einem Volke in seiner Entwicklung aufzwingt, wirklich zu erkennen und die richtige Antwort auf die neue Frage zu finden. Deshalb ergibt sich fast immer eine unzulängliche Lösung, weil die Größe der Aufgabe nicht richtig gesehen wird. Die Träume von dem Tausendjährigen Reich als falsche Antworten auf ernsteste Fragen sind aus der Gebrechlichkeit und der Zagheit der menschlichen Natur wohl zu verstehen, sind aber stets nur das Ausweichen der Schwachen oder der Hysteriker vor den wirklichen Entscheidungen gewesen.

Als im Jahre 1254 das Interregnum begann, das bis zum Jahre 1273, bis zum Regierungsantritt Rudolfs von Habsburg, dauern sollte, wurde der Beginn dieser kaiserlosen Zeit im Gefühl des Volkes durchaus nicht als ein neuer Abschnitt gesehen. Denn der Niedergang war nach der Hochzeit der Staufer schon so stark vorgeschritten, daß die furchtbare äußere Schwächung des Reiches und die vollendete Rechtsunsicherheit im Innern zunächst nicht einmal als etwas Neues empfunden wurden, zum mindesten nicht vom Gesamtvolke. Denn in diese Zeit fällt das Bewußtwerden und die Erstarkung des deutschen Bürgertums in den Städten, und der deutsche Adel aus allen Gauen des Reiches befestigte seine Herrschaft in Ostpreußen und vollendete damit die einzige ganz große kolonisiatorische Leistung des deutschen Volkes. War solange die Geschichte des deutschen

Volkess nur eine Geschichte seiner Fürsten und seines Adels gewesen, so entschied sich jetzt, daß das Bürgertum ein nicht mehr auszuschaltender Träger deutschen Schicksals wurde. Es wurde zu einer neuen, nicht vorgesehenen außerverfassungsmäßigen Macht im Reiche. Durch den Mainzer Bürger Walpode wurde der erste Städtebund geschlossen, dem trotz des Widerstands der Fürsten immer neue und immer stärkere Bünde folgten.

Hier war zweifellos ein großer Anlauf, aber der Punkt des Startes und die Festsetzung des Zieles waren zu klein gegenüber der von der Geschichte gestellten Aufgabe. Im Grunde war zunächst das Streben nach Beseitigung ungerechter Zölle das treibende Moment, und die Zielfestsetzung ging im wesentlichen nicht über die Sicherung von Sonderinteressen hinaus. In diesem Ich-Bezogensein des Wollens lag ebenso der Keim des Scheiterns wie in der unklaren Abgrenzung, da man in die Verträge auch nichtdeutsche Städte und selbst deutsche Standesherrn einbezog.

Und doch gewann in der Zeit der tiefsten Not jetzt die Idee der Krone ihr inneres Leuchten, das ihr Auferstehen aus dem Untergang ermöglichte. In diesem Deutschland war die Krone der Garant der Rechtssicherheit des Einzelnen und der Selbstbehauptung des Volkes nach außen. Den dichterisch geformten Niederschlag fand dieser Tatbestand in der gereimten Kaiserchronik und dem bekannten Meisterfingerspruch, der die Sage von der Wiederkunft eines deutschen Kaisers und die Kaiserhoffnung der Deutschen festhielt: „Des Rechtes Gleichheit bringet uns der hehre Kaiser zurück.“ Er wird die Grenzen erhalten und den Frieden im Innern, die Armen und Schwachen schützen und jedem sein Recht zuteilen und sichern. Der stärkste Beweis für das lebendige Fortwirken der Krone war die Aufnahme des falschen Friedrich: selbst im Zerrbild suchte man noch die Erfüllung der Sehnsucht zu finden.

Neben dem Bedürfnis nach dem allgemeinen Landfrieden war in den Städten trotz zu kleiner Zielfestsetzung der Einheitsgedanke des Reiches stärker erhalten geblieben als unter den deutschen Fürsten, und die Sehnsucht nach beiden kristallisierte sich um die Krone. Denn die Städte waren vom Königtum niemals so stark bedroht gewesen, wie sie die Landesherren hatten fürchten müssen. Der Markt, der Mittelpunkt und das Herz der Städte, stand unter dem Königsfrieden, und auch dadurch hing der Gedanke des Rechts und der Sicherheit unlösbar mit der Idee der Krone zusammen. Es lag in der Eigengesetzlichkeit der Krone, daß sie wirken konnte, da die Herzen für das Heilige der Krone noch empfänglich waren. Denn sie ist nicht gegründet auf Gewalt, sondern in dem Bewußtsein des Volkes. Und darum können keine Mißachtung und kein Hohn ihr den Glanz nehmen, solange die Herzen sie bejahen.

Der große Anlauf des deutschen Bürgertums in der Zeit des ersten Interregnums scheiterte, und aus dem selbstbewußten, stolzen Bürger wurde im Lauf der Geschichte und endlich in der harten Schule des Absolutismus der unter-

tänige deutsche Spießbürger, der freilich vor allen Aufgaben kläglich versagen mußte. Die Einordnung in den Staat brach dem Bürgertum das Rückgrat, denn eine Einordnung in das Volk als Nation war damals noch nicht möglich. Das war ein Opfer, das weder dem Staat noch dem Volk genügt hat.

Als im Jahre 1806 die deutsche Kaiserkrone den müden und unfähigen Händen des Habsburgers entglitten war und das Reich unter den gewaltigen Schlägen Napoleons zusammenbrach, wurde nicht ein Zustand der Größe und Herrlichkeit abgelöst durch einen völligen Zusammenbruch. Sondern auch damals war das Reich schon seit langem nichts anderes gewesen als ein Notdach, unter das man sich bei außenpolitischen Stürmen flüchtete und das immerhin einen — wenn auch lockeren und dürrig gewordenen — nationalen Zusammenhang gewährleistete. Die Geschichte des ersten deutschen Interregnums schrieb Kempff, die des zweiten von 1806 bis 1871 hat uns jetzt der Altmeister deutscher Historie *Erich Marcks* in zwei stattlichen Bänden geschenkt*.

Unter dem schadhafte Notdach des alten Reiches waren seine Stützen die Einzelmächte, es fehlte aber die tragende nationale Schicht. Das schwerste Versäumnis der alten Krone war, daß sie zwei Grundlagen nicht geschaffen hatte: Gleichheit des Rechts und Einheit der nationalen Gewalt. Trotzdem war im alten Reiche ein Überrest deutscher Gesamtstaatlichkeit erhalten geblieben, „eine Überlieferung, uralt, aber inhaltsleer; sie wurde zuletzt zu einem bloßen Klange. Denn neben ihrer Weite und Größe stand eine immer ärmere und engere Wirklichkeit; wo die Wirklichkeit lebendig war, war sie nicht deutsch, sondern naturgemäß nur territorial, und nur wie ein Dunstkreis schwebte das Deutsche darum und darüber.“ Und wiederum wurde das Bürgertum zum Träger des Reiches, des Reiches als Idee und Sehnsucht der deutschen Menschen. Denn nur hier war ein gesamtdeutscher Stand, der in seiner äußeren Einheit getragen wurde von den Stützen des Zollvereins, der Eisenbahn und des Kapitals, der nach dem Ganzen drängte von der Wirtschaft her und der zu gleicher Zeit als einziger Hüter deutscher geistiger Überlieferung auch Bewahrer der Idee der gesamtdeutschen Einheit, verkörpert in der deutschen Kaiserkrone, war.

Das Wiedermeier, in das der deutsche Bürger, aber auch der geistige Mensch sich gar zu gern flüchtet in politisch ihm unbequemen Läufen, wurde abgelöst durch eine Zeit der Männlichkeit und des Wirkens.

Je trüber und enger die deutsche Wirklichkeit nach dem großen Aufschwung der Befreiungskriege wurde, um so stärker begann das Leuchten der Idee. Freilich

* *Erich Marcks*, „Der Aufstieg des Reiches. Deutsche Geschichte von 1807 — 1871 78“. I. Band: Die Vorstufen. II. Band: Bismarck (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

muß auch hier festgestellt werden, daß der Ausgangspunkt zunächst einmal sehr reale Eigeninteressen waren, aber sie erwiesen sich als brauchbares Vehikel für die große Idee. Nur so war es möglich, daß beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges die Überzeugung Gemeingut aller werden konnte, die in zwei Menschenaltern gewachsen war, daß nun der Kaiseradler seinen Fittich über alle deutschen Lande breiten müsse. Vom Geistig-Idealen, als der notwendigen Vorbereitungsstufe, war der Weg zum Greifbar-Realen, zur einzig möglichen staatlichen Form gegangen.

Aber wie seinerzeit nach dem Interregnum der deutsche Bürger, der Träger der deutschen Kraft und des Einheitsgedankens, zum Untertan entartet war, so sank nach Erfüllung der Sehnsucht der deutschen Einheit der Bürger des neuen Reiches, da er sich der Nation nicht eingliederte, schließlich zum Parteimann ab.

Und doch ist die nationale Einheit, die mit der deutschen Kaiserkrönung am 18. Januar 1871 ihre Vollendung fand, für alle Lebensmöglichkeiten der Nation in der Nachzeit die Vorbedingung geblieben sowohl „für alle äußere, alle wirtschaftliche, alle gesetzgeberische Gesundheit“, für Weltgeltung und Weltmacht als auch „für die innersten Güter, für jedes Bedürfnis innerer Gemeinsamkeit, für die Selbstempfindung und den Stolz und den Willen, auf denen alles Völkerleben ruht“.

Das 1871 gegründete Reich hat unter der Kaiserkrone, deren Idee in das Blut des deutschen Volkes übergegangen war, eine Kraft angereichert von so riesenhaftem Ausmaß, daß auch die fürchterlichste Mißwirtschaft und selbst die vollendete Unfähigkeit seiner Nachfolger sie nicht ganz haben vergeuden können. Und erhalten blieb die nationale Einheit, deren Unentbehrlichkeit auch in den tiefsten Nöten des Niedergangs ihre Daseinsprobe bestanden hat und die die unentbehrliche und unwegdenkbare Voraussetzung für jede deutsche Entwicklung in aller Zukunft ist.

Die Pforte des Ostens

Das 700jährige Elbing 1237-1937

„Wulfstan sagte, daß er von Haedum abfuhr, daß er in Truso nach 7 Tagen und Nächten war, wobei das Schiff dauernd unter Segel fuhr. . . Und Wendenland war den ganzen Weg über bis Wislemutha an unserer Steuerbordsseite. Diese Wisle, die Weichsel, ist ein sehr großer Strom . . . und fließt ins Estenmeer. Und dieses Estenmeer ist etwa 15 Meilen lang. Dann kommt ostwärts der Jlfing, der Elbing, in das Estenmeer aus dem See, an dessen Gestade Truso liegt.“

So beginnt Wulfstans berühmter Bericht über seine Fahrt von Haedum, das ist Haithabu, nach Truso, der alten Preußenstadt am Drausensee — und in diesem Bericht taucht zum erstenmal der Name der guten Stadt Elbing auf, die in diesem Jahre 1937 die ersten sieben Jahrhunderte ihres Daseins hinter sich hat. Der alte Seefahrer, dessen Fahrtbericht uns König Alfred von England erhalten hat, nennt als erster den Jlfing, den Fluß, der aus dem Drausensee in das Estenmeer, das Frische Haff, fließt, von dem schon Tacitus berichtet — und dem die fast vier Jahrhunderte spätere Stadtgründung des Deutschen Ordens ihren heute durch Schichau, Neunaugen und andere gute Dinge weithin berühmten Namen dankt. Die Stadt Elbing hat 700 Jahre Geschichte hinter sich: die Landschaft, in der sie liegt, Haff und Drausensee und Elbingfluß, tauchen schon vor einem Jahrtausend einmal schattenhaft und doch deutlich erkennbar aus dem Dunkel der geschichtslosen Zeit, und die Preußensiedlung, deren Funktionen Elbing dann später übernommen hat, hat nach einem Jahrtausend ebenfalls wieder ihre Auf-
erstehung gefeiert, durch den Spaten.

Es ist nicht ganz leicht, sich einen Raum, den heute eine Stadt einnimmt, unbefiedelt vorzustellen. Bei Elbing und seiner Landschaft stößt das auf ganz besondere Schwierigkeiten, weil die Gegend selbst sich in den sieben Jahrhunderten seit der Stadtgründung ungeheuer verändert haben muß. Wenn man heute den vor einem Menschenalter nach dem Brand von 1777 wieder errichteten Turm der katholischen Pfarrkirche von Sankt Nicolai besteigt und von seiner Galerie den wunderbaren Blick über die Stadt mit den steilen, schmalen Dächern und über das weite Land draußen ringsum genießt, so bietet nur die östliche Hälfte des Rundblicks noch das alte Bild. Nach Westen, Süden und Norden zu hat sich die Landschaft völlig verändert: da, wo heute weithin grünes, fruchtbares Land grüßt, breitete sich damals Wasser, im Norden das Haff, im Süden der Drausensee, die beide nur durch eine schmale Landbrücke getrennt waren. Das Haff reichte nach der Vertramschen Karte bis in die Gegend von Zeyer hinab, und der Drausensee ging bis an den Fuß der Höhe unter Preußisch-Mark, nach Süden bis Dollstädt und nach Westen bis halbwegs Fischau. Elbing ist ge-



Elbing, Nikolaikirche, Nordostecke, Obergeschoß

gründet als eine Stadt am Strom, die zugleich noch eine Art von Seestadt war. Das Frische Haff hatte sein Tief nicht erst bei Pillau, sondern war bei Schmergrube gleich östlich Kahlberg offen, und der Drausensee war noch so sehr See, daß Markgraf Heinrich von Meissen schon 1236 zwei Kriegsschiffe bauen ließ, die „Pingrin“ und die „Friedland“, um den See von den räubernden Preußen zu säubern.

Die Kreuzherren hatten durchaus begriffen, warum sie hier, in unmittelbarer Nähe der alten Bernsteinstadt Truso eine Niederlassung gründeten. Sie war der Gegenpol zu Danzig, flankierte das sumpfige Weichselthal im Osten, wie es Danzig im Westen abschloß — und war der sinnvolle Ausgangspunkt für alles weitere Vordringen nach Osten. Die neue Gründung war eine See-, eine Wasserstadt, mit dem Rücken gegen die sumpfige Niederung, gegen Haff und Drausensee — mit dem Gesicht nach Osten, zur Höhe, auf der die Preußen hausten. Heute liegt es an dem schmalen, müden Fluß, der die verwunschenen und verwachsenen Reste des Drausensees mit dem um viele Meilen zurückgewichenen Haff verbindet; jenseits des Elbing liegt statt Sumpf und Bruch fruchtbares Niedergelände, und der alte böse Feind, die Nogat, die viele Jahrhunderte seit dem verhängnisvollen Durchstich zwischen ihr und der Weichsel die Eisgänge und das Hochwasser brachte, ist vernichtet und durch Schleusen an der Montauer Spitze ein sterbender Kanal, ein stehender See geworden. Den alten Sinn der strategi-

sehen Lage begreift man noch, wenn man oben auf Sankt Nicolai steht und zugleich des Blicks von Sankt Marien in Danzig nach der fernen Stadt am Fuß des Hockerlands, der Elbinger Höhe, gedenkt. Der alte Wulfstan hat nicht schlecht beschrieben: „Die Wisle, die Weichsel, ist ein sehr großer Strom und trennt Witland (das Weißland der Dünen) und Weonodland (das Wendenland).“ Der Orden konnte seinen Zug nach Osten nur mit der Sicherung durch Elbing am Wisletal gegen eben dies Wendenland unternehmen.

★

Siebenhundert Jahre sind in das Land gegangen, seit die Deutschherren hier auf dem rechten Ufer des trägen Flusses, auf dem ebenen Raum zwischen dem Ilfing und der beginnenden Höhe die Anfänge der Stadt schufen. Möglich, daß sie zuerst irgendwo weiter südlich am Drausen, näher am alten Truso oder am Herrenpfeil siedelten: die eigentliche Stadt entstand auf diesem Raum und lebte ihr Leben in diesem Raum zwischen Fischbrücke und Annaberg, Hoher Zinne und Drei Bergen. Es war ein Leben voll Kraft und Wucht, ein östliches Dasein, das wohl das kräftig-stolze Sprichwort rechtfertigt: „Es gibt gute Menschen, es gibt böse Menschen — und es gibt Elbinger.“ Aus Deutschtum, Preußentum, zugewanderten protestantischen Polen, die vor der Gegenreformation flüchteten, und englischen, französischen, holländischen Immigranten wuchs hier ein sehr besonderer Schlag — und die Geschichte ging auch nicht eben sacht mit der guten



Elbing, An der Fischbrücke

Stadt unter dem Thumberg um. Sie lag nicht umsonst unmittelbar am Rande der Höhe, auf der die Preußen saßen, wo sie ihre Dörfer, und in Bößlich, in Lenzen, in Tolkemit ihre Burgen hatten, die wohl schon in der Germanenzeit Schutzwälle in Kriegszeiten gewesen waren, wo in Preußisch-Mark seit alters preussischer, pruzzischer Markt gewesen war. Um Elbing ging ein gut Teil der schweren frühen Kämpfe zwischen Orden und Heiden; es war Danzigs natürlicher Gegenspieler nicht nur im jahrhundertelangen Wasserkrieg um den Nießbrauch des Weichselwassers, in dem zu guter Letzt, im 20. Jahrhundert, als der Kampf keinen Sinn mehr hatte, die Danziger siegten, indem das Wasserbauamt die Nogat überhaupt sperrte und den lebendigen Strom von Süden allein wieder, wie vor dem Durchstich zur Nogat, die Weichsel entlang nach Danzig fließen ließ. Sie lag im politischen Spiel der Könige Polens im Wettkampf mit der größeren Schwester drüben im Westen des Stromdeltas — und sie war mehr als einmal ein für den Orden wie für fremde Könige wichtigstes Einfallstor in den Osten, nach Preußen hinein und weiter. Sie war, nachdem sie 1454 stolz ihr Ordensschloß dem Erdboden gleichgemacht hatte, so daß nur noch eine hohe Säule im Garten des alten Gymnasiums von der verschwundenen Pracht dieses zweitgrößten Hauses der Deutschherren zeugt, wie Danzig eine Freie Stadt unter dem Schutz der polnischen Könige geworden, die an den Rat der Stadt Elbing nur lateinisch, nie polnisch schrieben. Handel und Wandel ging weit über See, Engländer ließen sich hier nieder, wofür noch heute Namen wie Ramsay und MacDonald und Pott und viele andere zeugen — und als 1626 der schwedisch-polnische Krieg ausbrach und Gustav Adolf die Stadt besetzte, wurde Elbing einer seiner wichtigsten Waffenplätze an der Küste. Damals wurden die Befestigungen vollendet, die jetzt auch die Speicherinsel auf dem linken Elbingufer in ihren Rahmen hineinbezogen: Merian hat sie auf seinem bekannten Stich verewigt, und der sogenannte Danziger Graben, der noch heute, verwachsen und vom Flößholz malerisch ausgefüllt, das Viertel mit den schönen alten Speichern umzieht, ist der einzige erhaltene Rest dieser kriegerischen Herrlichkeit. Der Schwedenkönig hauste in der Stadt in dem alten Königshaus an der Ecke der Spieringstraße, ebenso fast hundert Jahre später sein seltsamer Nachfolger Karl der Zwölfte, der im nordischen Krieg die alte Stadt von neuem besetzte. Damals war ihre große Zeit bereits vorüber: die Kriegszüge des 17. Jahrhunderts, die Pest in den Jahren 1656 — 1660 hatten den Reichtum und die Macht Elbings gebrochen. Man liest noch heute nicht ohne Erschütterung die Totenlisten aus jenen Jahren, die der wichtigste Chronist der Stadt, der alte gewissenhafte Oberlehrer Professor Michael Gottlieb Fuchs, zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgezeichnet hat; die Seuche ist kaum weniger furchtbar gewesen als die, die fünfzig Jahre später das nördliche Ostpreußen entvölkerte. Wenn eine Stadt wie das damalige Elbing 3000 Bettler aufweisen kann, so spricht das nicht gerade mehr für Reichtum und Blüte. Elbing in Polnisch-Preußen, wie die Aufschrift auf dem Wernerschen Stich lautet, tritt im 18. Jahrhundert mehr und mehr in eine geschichtslose Zeit zurück, bis es mit Napoleon und dem russischen Feldzug für kurze Zeit aus der Vergessenheit auftaucht, sogar in den Proklamationen des Kaisers mit seinem Namen



*Elbing,
Spieringstraße 30,
Giebel*



*Elbing,
Gasthof zu den Drei Bergen*

aufleuchtet. Er hat auch in Elbing gehaust, das neben Danzig für ihn wichtiger Etappenort und Magazinstadt war; er wohnte nicht mehr im alten Königshaus, sondern schon am Neuen Markt, wo nach dem Brand von 1777 das neue zierliche Rathhaus erbaut war, das erst das ausgehende 19. Jahrhundert vernichtete und durch einen wilden Neubau ersetzte. Am Neuen Markt lag auch das neue Königshaus, und von dort ist Napoleon wohl nach Weingarten gegangen zu der berühmten Parade über seine Regimenter, die man sich noch heute, unter der Napoleonsseiche stehend, von der man den weiten Blick in das flache Land zu Füßen des Hügels genießt, mit unmittelbarer Anschaulichkeit vorstellen kann.

Die napoleonische Zeit und ihr Zusammenbruch brachte der Stadt neue Nöte, Kontributionen, Schulden — die erst langsam im 19. Jahrhundert neuer Gesundung, neuem Aufstieg wichen. Er war im wesentlichen an die Industrie gebunden: Elbing hat den Ruhm, den ersten Dampfer in Preußen, den „Columbus“, gebaut zu haben, dessen Maschine zwar noch aus England bezogen wurde, der aber mutig noch zu Lebzeiten Goethes eine regelmäßige Verbindung über das Haff mit Königsberg versuchte, bis er im Sturm vor Pillau scheiterte und sein Ende fand. Diese Tradition der Werften und des Schiffbaues nahm später Ferdinand Schichau auf — und unter ihm wurde Elbing, was es heute wieder ist: die größte Werftenstadt des Ostens neben Danzig, geistiges Zentrum des Aufbaues und Wiederaufbaues der deutschen Flotte. Die Katastrophe des Krieges traf daher diese Stadt am härtesten — Agnes Miegel hat ihre Not sehr schön in dem Klageruf der Glocken von Sankt Marien gesungen: das neue Leben der letzten Jahre ist infolgedessen an ihr mehr in Erscheinung getreten als anderswo. Der alte Raum der Gründungszeit zwischen Fluß und Fuß der Höhe reicht schon lange nicht mehr für sie aus.

*

Trotz dieses Wachsens zur beginnenden Großstadt, trotz dieser kraftvollen Industrialisierung ist die alte Stadt am Elbing eine schöne Stadt, eine Stadt mit wunderbarer Atmosphäre und dem Reiz eines ganz eigenen Daseins geblieben. Um die alten Kirchen der Gotik ragen die Bürgerhäuser mit ihren Giebeln des 17. Jahrhunderts: um die alten Weischläge und das Markttor, um die kleinen Fachwerkwinkel des Heiligengeisthospitals und die Dielen der alten hohen Häuser ist Luft der Hansezeit — eine derbere, kräftigere Luft als drüben im feineren Danzig. Wenn der Schnee die hohen Dächer bedeckt und wenn der rasche Frühling kommt, wenn der klare Sommer mit frischem Wind von der See herübergrüßt: inmitten ist diese Stadt schön, und immer bindet sie die Menschen, die ihr entstammen, mit einer geheimnisvollen Macht, der sich keiner zu entziehen vermag. Der Reiz Elbings liegt nicht eigentlich in ihm selbst, sondern daß es an einer Stelle entstanden ist, an der den Reisenden wie den Eingeborenen zum erstenmal das Geheimnis des Ostens berührt. Soviel man von der Stadt und ihrer Geschichte, ihren Menschen und ihren Bauten erzählen mag, am Ende kommt man immer wieder zu Land und Landschaft, zu dem noch



Elbing, Heilige-Geist-Hospital. Hinterer Hof, Westflügel

immer unentdeckten und ungeklärten Zauber des hier beginnenden Preußenlandes. Es hat einen guten Sinn, daß von Elbing zuerst der Name, der Strom, die Landschaft bei Wulfstan auftaucht und viel später erst die Stadt. Das Land, der Boden mit seiner geheimnisvollen Macht und Größe und Bindungskraft ist das Entscheidende. Bei Elbing, östlich des Weichseltals beginnt der Osten, fängt der östliche Raum an, um den Wanderer dann weit hinein ins einst russische Land, nach Norden hinauf, die Memel und Wilja entlang zu geleiten. Wer einmal auf den Haffhöhen über Lenzen, auf dem Wiecker Berg stand und den Riesenraum über sich erlebte, der von Danzig und Hela bis Pillau und ins Samland hinein reicht, wer diesen Raumsch von Höhe und Weite, Meer und Himmel und riesenhafter Endlosigkeit empfand, der weiß erst, was das Wort Osten eigentlich bedeutet. Elbing ist die Pforte zu diesem Osten, Beginn des östlichen Bodens: unter ihm ergreifen die geheimnisvollen Kräfte der Erde die Macht, die mitgehen über die Grenzen des heimatlichen Landes weit in die Endlosigkeit des Litauischen, des Baltischen hinein. Mit dem alten Preußenland beginnt der Osten — und Elbing ist mit Recht Erbin der alten Pruzzenstadt Truso, der Bernsteinstadt am verwachsenen Drausensee geworden, der ihren Namen erhalten hat. Es ist die erste Oststadt und die erste Stadt im östlichen Raum. Siebenhundert Jahre hat es das Preußenerbe verwaltet, in schweren und in guten Tagen. Siebenhundert Jahre lag es in der verzauberten und verzaubernden Welt seiner Landschaft — ohne daß sein eigentlicher Sinn und Zauber empfunden wurden. Nur einer ahnte ihn, ein alter Dichter des 16. Jahrhunderts — also daß man heute immer wieder an die

Verse denken und sich auf sie zurückziehen muß, die dieser begeisterte Verehrer der Schönheit und Reize Elbings vor nun bald vierhundert Jahren ihr gesungen hat:

„So ist nu gewislich nicht balt
Ein solcher orth in gleicher gstalt
In dem land Preusen zu finden,
Do man in gfar und gschwinden
Krigsnöffen oder ander zeitt
Wegen der gwünschten glegenheit
Sicher hausen und wohnen mocht
Und do man sich in friedszeit kan
Besser und leichter erhaldden
Wegen der schoenen manchfalden
Nahent fruchtbaru umbligenden
Und der grünen umbstehenden
Garten, weden, wiesen, felden
Der großen wasser und weldden



*Elbing, Heilige-Leichnam-Kirche
Langschiff von Ost nach West*

Alle Bilder sind Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle, Berlin

Ahn Speis und tranc an holz desgleich,
 Von jagten ist es auch fast reich
 Ohn was man sonst vor Nothturfft find,
 Do man sich dann mit weib und Kind
 Nirgents bas zu ernehren hatt
 Als dann eben in dieser stad.“

Der alte Dichter dieses Lobspruches ist sicher kein großer Poet gewesen, aber er hat etwas von dem Eigentlichen der Stadt und vor allem ihrer Landschaft verspürt, und so schließt man sich ihm in diesem Jubeljahr Elbings doppelt gern an, vor allem seinen Schlußversen:

„Und also ir lob grün und blü,
 Stet wachsen mog spatt und frü,
 Ja für und für zunehmen mus,
 Wünscht Christoff Falconius.
 Gott sey ehr.“

Deutsche fliehen aus Paris

Schicksale der Familie Diesel 1870

Die Eltern Rudolf Diesels, des Erfinders des Dieselmotors, wohnten bis zum Jahre 1870 in Paris, wo Rudolf 1858 geboren wurde und bis zu seinem zwölften Jahre auf die Schule ging.

1870 sollte Rudolf in die Ecole primaire supérieure eintreten. Damit wäre er nach menschlichem Ermessen Franzose geworden. Aber es wurde nichts aus diesem Schulwechsel, weil die Familie Diesel nach der Schlacht von Sedan Paris verlassen mußte.

Das Geschäft hatte sehr bald nach Ausbruch des Krieges starke Einbuße erlitten, so daß die Sorgen immer größer wurden. Bössartigen Verfolgungen und Bewachungen scheint man nicht ausgesetzt gewesen zu sein. Aber gegen Ende August wurde die Bevölkerung von einer schrecklichen Spionensucht ergriffen. Waren doch seit je viel mehr Deutsche in Frankreich ansässig als Franzosen in Deutschland. Man meinte, daß der preussische König Frankreich viel genauer kenne als Napoleon und schätzte die Zahl der Soldaten in der deutschen Armee, die Paris aus eigenem Augenschein kannten, auf zweihunderttausend. Wer nicht rein französisch sprach oder wer ein ungewöhnliches Aussehen hatte, wurde verdächtigt. Man hielt Stotterer an, weil sie zu schnell sprechen wollten; Taubstumme, weil sie nicht sprachen, Taube, weil sie, wie man glaubte, sich den Anschein gaben, nichts zu hören.

Die drei Kinder, die gewohnt waren mit den Eltern deutsch zu sprechen, durften nunmehr auf der Straße kein deutsches Wort mehr reden. Sie hatten sich aber so daran gewöhnt, mit den Eltern deutsch zu sprechen, daß sie sich nun schämten, mit ihnen französisch zu reden, obwohl sie mit den Franzosen lieber französisch sprachen. So blieben sie auf der Straße ganz stumm.

In den letzten Augusttagen füllten nervöse Menschenmassen die Straßen, zwischen denen sich tropfenweise finstere Gerüchte verbreiteten, aus denen schließlich ein ganzer Strom von unheimlichen Nachrichten wurde. Plötzlich kamen wieder Siegesnachrichten. Man steckte die Fahnen heraus und illuminierte, um nach ganz kurzer Zeit üble Kunde zu vernehmen, die Fahnen einzuziehen und die Lampions zu löschen. Die Seelen waren wie gefoltert, es herrschte fieberhafte Nervosität und eine schreckliche geistige Verwirrung bei einer Volksmasse, die beeindruckbar war wie eine Frau. Indessen begann man dort zu begreifen, daß man eine Belagerung würde aushalten müssen. Auch Mutter Diesel speicherte einige Vorräte an Lebensmitteln auf.

Mutter Diesel sollte am 28. August von einer kleinen Badereise zurückkehren. Aber man hatte ihr keine gute Nachricht mitzuteilen, da an diesem Morgen in sämtlichen Straßen von Paris folgendes Plakat angeschlagen war: „Die fremden Staatsangehörigen der im Krieg mit Frankreich befindlichen Länder müssen

Frankreich innerhalb von drei Tagen verlassen, wenn sie nicht eine Aufenthalts-erlaubnis des Gouverneurs von Paris besitzen.“ Am 29. und 30. August lief der Vater vergeblich von Behörde zu Behörde, ohne erfahren zu können, welche Papiere man dem Gouverneur vorweisen mußte, um in Paris bleiben zu können. Mutter Diesel versuchte fertig zu packen, und der Vater, der unentwegt von Behörde zu Behörde lief, kam zwischendurch nach Hause, um beim Packen zu helfen. In diesem Zustand blieben die Dinge bis zum Sonntag, dem 4. September. Alle waren schrecklich ermüdet, ein Ergebnis war nicht da, man wußte nicht, was man tun sollte. Der Polizeipräfekt teilte mit, daß er nicht an die Bewilligung der Aufenthaltserlaubnis glaube.

Seit dem 3. September, einem Sonnabend, waren Gerüchte von einer großen verlorenen Schlacht im Umlauf, die bereits am 1. September stattgefunden hatte. Es handelte sich um die Schlacht von Sedan, die offenbar der Bevölkerung und sogar der Regierung verheimlicht worden war. Über der Stadt lastete eine fast unheimliche Stimmung. Fast ganz Paris hatte die Nacht schlaflos verbracht, in dem dumpfen Gefühl, daß der nächste Tag eine entsetzliche Nachricht bringen würde. Am Nachmittag des 3. September bestieg der General Palikao die Tribüne des Parlaments und schilderte die Lage als äußerst ernst. Um fünf Uhr nachmittags erhielt die Kaiserin Eugenie einen bündigen telegraphischen Bericht über die Katastrophe von Sedan. Sie schloß sich allein ein, um zu weinen. In der Nacht um ein Uhr zwanzig Minuten machte der General Palikao der Kammer Mitteilung von der Kapitulation und der Gefangennahme des Kaisers. Bei Tagesanbruch begannen Zeitungsverkäufer in der Rue de Rivoli die noch schlafende Stadt mit den schreckenregenden Worten zu wecken: „Napoleon III. gefangen.“ Um acht Uhr morgens war eine ungeheure Menschenmenge in Bewegung.

An diesem Morgen hatte der Vater die Kisten zugemacht und in einer besonders großen Kiste noch alle Werkzeuge und Bücher untergebracht. Die Familie beschloß, daß der Vater zu Freunden, zu den Kellers, gehen sollte, um dort den Nachmittag zu verbringen; Mama und die Kinder wollten in die Kirche gehen, um dann den Vater bei Kellers zu treffen. Sie wohnten also dem Gottesdienst bei, und Mutter und Luise nahmen das Abendmahl. Als sie die Kirche verließen, waren sie sehr ruhig und doch traurig. Kaum hatten sie zwanzig Schritte gemacht, als sie an einer Straßenkreuzung eine Schar von Menschen sahen, die fast alle mit Gewehren bewaffnet waren, an deren Mündung grüne Zweige steckten. Diese Menschen hielten vor einem Hause an, über dessen Haupteingang zwei große Medaillen mit dem Bild des Kaisers angebracht waren. In Paris war es ja Sitte, alle auf Ausstellungen oder sonstwie erhaltenen Medaillen und sonstigen Auszeichnungen in großer Nachbildung über den Geschäften, meistens am Balkengitter des ersten Stockes, anzubringen. Gegen diese Bilder Napoleons III. richtete sich nun die ganze Wut des Volkes. Zuerst schrien die Menschen und liefen hin und her; dann versuchten sie mit dem Kolben der Gewehre die Medaillen zu erreichen und sie zu zerbrechen. Aber sie brachten es nicht zuwege, sondern vermochten nur darauf herumzuschlagen, was sie mit immer steigender Wut taten, bis ein Mann sie oben mit einem Hammer und seinen Füßen bearbeitete, so daß sie herab-

fielen. Mutter und Kinder hatten erhebliche Angst, da sie gar nicht wußten, was das alles bedeuten sollte. Sie sahen, wie die Menschen ein wenig weiter anhielten und die gleiche Zerstörung wiederholten. Schließlich waren überall die Kaisermedaillen entfernt. Scharen von Männern und Frauen mit Fahnen, auf denen in großen Buchstaben „Vive la république“ stand, liefen durch die Straßen. Man nahm den Polizisten ihre Säbel weg. Niemand widersezte sich. Frankreich war also Republik geworden.

Am Montag unternahm die Familie so gut wie nichts, da alle viel zu erregt und abgelenkt waren. Aber am Dienstag morgen brachte plötzlich ein Mitbewohner des Hauses die Nachricht, daß in allen Straßen wieder ein die Ausländer betreffendes Plakat angeschlagen sei. Der Vater eilte auf die Straße und kam mit der Nachricht zurück, daß alle Deutschen innerhalb von vierundzwanzig Stunden Paris verlassen mußten. Nichtbefolgung des Befehls wurde mit Gefängnis bestraft. Sofort wurden nun die Koffer geschlossen und die letzten Anordnungen getroffen. Um elf Uhr verließ das Mädchen, eine Österreicherin, die Wohnung. Der Vater ging einen Wagen suchen. Alle Zimmer und Fensterläden wurden geschlossen.



Als man am Nachmittage abreiste, waren Vater und Mutter sehr traurig, die Kinder aber angesichts des Wechsels der Dinge und des Reiseabenteuers sehr fidel. Um neun Uhr abends war man in Rouen und stieg in einen von Flüchtlingen überfüllten Zug um. Übermüdet kam man um einhalb drei Uhr nachts in Dieppe an und bestieg sofort den Dampfer. Am 8. September, einem Donnerstag, kamen die fünf um zwölf Uhr mit einem Expresszug in London an, wahrscheinlich auf der London-Bridge-Station. Da standen nun die Eltern mit ihren drei Kindern in der City am Themseufer, das kleine Gepäck in der Hand. Zuerst gingen sie ziellos, offenbar benommen, eine kleine Strecke weiter. Dann mußten die Kinder auf einer Bank warten, und die Eltern begaben sich auf die Suche nach einer billigen Unterkunft. Sie konnten es sich nicht leisten, mit der ganzen Familie noch einmal in ein Hotel zu gehen. Nach einer halben Stunde kamen die Eltern zurück, ohne etwas Passendes gefunden zu haben. Dann gingen sie alle fünf zusammen ratlos weiter und kehrten schließlich in einem kleinen Café ein, da sie ja doch etwas essen mußten. Hier nun blieben die Kinder wieder allein, die Eltern begaben sich aufs neue auf Wohnungssuche und fanden in dem Stadtteil Hoxton zwei Zimmer mit einem Bett und einem Schlaffsofa. „Endlich waren wir bei uns und konnten uns ausruhen“, schrieb Luise in ihr Tagebuch. Aber die Mutter rastete kaum und ging bald zu einer englischen Freundin, von der sie sich Hilfe versprach. Nach mehreren Stunden erst kam sie ergebnislos wieder zurück, denn die Freundin war verreist. Man trank eine Tasse Tee und verzehrte die Reste des von Frankreich mitgenommenen Proviantes.

Am Morgen wurde ausgepackt, und die leeren Kisten dienten als Tische, Kleider- und Wäscheständer. Nun verging Tag um Tag mit dem Auffuchen von alten Bekannten der Mutter oder von Beziehungen, die von dem edlen und hilfreichen Pastor Appia in Paris stammten. Es muß ein großer Kampf mit den

riesigen Verhältnissen und Entfernungen in London gewesen sein, ohne Geld, ohne Telephon, ein Kampf mit erschreckend geringem Erfolg, trotz mitgebrachter Empfehlungsschreiben, trotz der alten Beziehungen Mutter Elises.

★

Erst am 19. September, dreizehn Tage nach der Abreise, war Paris von den Deutschen, die auffallend langsam herangerückt waren, vollkommen eingeschlossen, und man hatte keine Möglichkeit mehr, mit den Parisern in Briefwechsel zu treten. Das empfand die Familie sehr schmerzlich, weil sie nicht wußte, was aus einigen Gepäckkisten geworden war, die man aus Sparsamkeit als Frachtgut hatte nachschicken lassen wollen. Zudem waren in der Pariser Wohnung noch in den letzten Tagen für den Fall einer Belagerung beträchtliche Mengen von Lebensmitteln aufgespeichert worden. Sollte dies nun verderben, wo die Pariser wahrscheinlich einer Hungersnot entgegengingen? Da erfuhr man, daß am 24. September ein Ballon mit Briefen und Brieftauben Paris verlassen habe. Bekanntlich entstand dann mit Hilfe der Ballons und der Brieftauben ein immerhin nicht geringer Nachrichtenverkehr zwischen den Belagerten und der Außenwelt. An einer Schwanzfeder der Brieftauben wurde ein kleines Federröhrchen befestigt, das auf ganz leichtem durchsichtigem Papier photographisch verkleinerte Nachrichten enthielt. Diese fast mikroskopische Schrift wurde in Paris mit Hilfe einer riesigen Laterna magica, deren Lichtquelle schon elektrisch war, auf eine weiße Fläche geworfen und von zwanzig Beamten abgelesen und abgeschrieben. Auch Privatleuten war es gestattet, kurze Nachrichten nach Paris zu geben. Es gelang den Diesels, von London aus ihren Hausmeister zu benachrichtigen, daß er die in der Wohnung befindlichen Lebensmittel verwenden möchte.

Daß infolge einer technischen Leistung die Lebensmittel zu Hause nicht verdarben und hungernden Menschen zugute kamen, hat auf das Gemüt des kleinen Rudolf Diesel einen tiefen Eindruck gemacht.

★

Der sorgenvolle Zustand und die große Unsicherheit ließen die Familie in London bald erwägen, ob es nicht besser sei, nach Augsburg überzusiedeln. Theodors Bruder Rudolf hatte von Augsburg geschrieben, diese Übersiedlung sei ratsam. Auf alle Fälle aber empfehle es sich der Schule wegen, den kleinen Rudolf, der schon begonnen hatte, eine englische Schule zu besuchen, nach Augsburg zu nehmen. In dieser Zeit muß es in London Tage großer Ratlosigkeit gegeben haben. Der Briefwechsel mit den deutschen Verwandten ging hin und her, und schließlich erboten sich Professor Christoph Varnickel und seine Frau Betty, eine Cousine Theodors, bis auf weiteres in Augsburg Rudolfs Pflegeeltern zu werden und ihn auf die Schule zu schicken. Varnickel war Mathematikprofessor an der Industrieschule in Augsburg. Der kleine Rudolf war technisch sehr begabt, und seine ganze Freude waren Maschinen. Schien sich nicht alles gut zu fügen?

Am 17. Oktober 1870 schrieben die Eltern an Varnickels, daß Rudolf wegen der großen Unsicherheit, in der sie schwebten, noch in London sei. Sie wußten selbst

noch nicht, was aus ihnen werden sollte, da es fast unmöglich war, Beschäftigung zu finden. Sie wollten noch einige Tage warten, um zu sehen, ob sie nicht am Ende alle gezwungen sein würden, London zu verlassen, so daß sie dann mit Rudolf zusammen reisen könnten. Jedenfalls aber wollten sie Rudolf noch in dieser Woche auf den Weg schicken. „Mit diesem übergeben wir Euch denn nun in Gottes Namen unseren Rudolf mit der Bitte ihn zum Menschen und Manne weiter zu erziehen, wozu wir so weit unser möglichstes gethan haben u. ich denke daß er auf gutem Wege dazu ist, u. hoffe ich daß wir Euch Lieben diese Bürde recht bald wider abnehmen können. Und da bitten wir Euch ihn streng u. einfach zu erziehen, ihn abzuhärten so vil es seyn kan, (in Paris schlief er auf einer Seegrass Matrake od. Strohsack) ihn im Essen nicht zu verwöhnen u. ihn an ein thätiges, arbeitsames, denkendes Leben zu gewöhnen, mit einer gewissen Selbständigkeit verbunden so daß er nach u. nach ohne es selbst zu bemerken selbständig urtheilen und handeln lernt. Auch bitten wir Euch keine Nachsicht mit seinen Fehlern oder allenfallsigen Unarten zu haben, u. dieselben so streng als nöthig zu rügen. Ich weiß daß das was wir von Euch verlangen *W i e l* ist, aber des Menschen ganze Existenz u. Zukunft liegt ja in seiner Erziehung.“

Anfang November 1870 war es sehr kalt. Rudolf wurde einem Transport vieler anderer Deutschen nach Rotterdam angeschlossen, mit wenig Geld, aber



Rudolf Diesel im Alter von 12 Jahren, einige Wochen nach seiner Übersiedlung von London nach Augsburg

mit Mundvorrat für mehrere Tage versehen. Dem kleinen Jungen fiel der Abschied von den Eltern sehr schwer, auch fühlte er sich der deutschen Sprache noch nicht mächtig. Das Kind schiffte sich in Harwich ein, dem Ziel der letzten Reise des Mannes am 30. September 1913, das er nicht mehr erreichte.

Zu der Zeit, als man in Augsburg den kleinen Neffen erwartete, ging der Bruder Theodor Diesels, Onkel Rudolf, jeden Tag an die Bahn und erkundigte sich, wann Züge aus der Richtung Frankfurt – Würzburg ankommen sollten. Die Verbindungen waren wegen des Krieges sehr unregelmäßig und nicht fahrrplan-gemäß. Oft war der Onkel vergeblich zum Bahnhof gegangen. Da kam eines Morgens früh ein Bahnangestellter und brachte den kleinen Rudolf zu seinen Verwandten. Er war also nun in Augsburg, der Stadt, in der Napoleon III. zur Schule gegangen war. Er endete in Sedan. Diese Schlacht von Sedan vertrieb Rudolf Diesel aus Frankreich und führte ihn nach Augsburg, wo dereinst der erste Dieselmotor gebaut werden sollte.

Bald nach seiner Ankunft berichtete er in einem Brief an seine Eltern.

Mittwoch der 9. November 1870

Liebe liebe Eltern

... Ich will Euch einmal erzählen wie es mir auf meiner Reise gegangen ist. Ich ging also am Dienstag Abend fort, um halb neun kam ich in Harwich an, die Leute mit welchen Du gesprochen hast, lieber Papa, nahmen sich gar nicht um mich an und gingen auf dem Schiff in erste Klasse für 10 shillings mehr. Ich suchte mir sogleich ein Bett und bekam eines, ich legte mich darauf nachdem ich ein bißchen gegessen hatte; um 10 uhr ging das Schiff ab. Es sollte, wie mir der Capitain sagte, um 10 uhr vom anderen früh ankommen; aber wir hatten kein gutes Wetter und einen sehr starken Gegenwind, welcher uns um 7 Stunden verspätete. Ich konnte auf dem Schiff gar nicht schlafen, erstens, wegen dem immerwährenden schütteln, und zweitens weil ich neben dem Fenster lag und da kam das Wasser herein. Um 8 uhr stand ich auf und ging hinauf, da war es sehr windig aber es war besser wie unten, wo ein Geruch und eine Luft waren welche gar nicht auszuhalten waren, ich setzte mich neben die Maschine, da war es gut warm; im vorbeigehen sahen wir die Französische Flotte. als wir am Land ankamen war es 12 uhr aber es war nicht genug Wasser da, es kam ein anderer Capitain welcher das Land besser kannte, der führte das Schiff weit zurück, am End gingen wir den Rhein hinauf und um 5 uhr kamen wir in Rotterdam an. Ich machte mich gleich darüber zum Consul zu gehen, da kam mir ein Mann entgegen welcher vom Consul bezahlt ist und sagte mir er wolle mich hinführen, er hatte schon 8 andere Herren und zwei Damen versammelt und wir gingen alle mit einander hin. Als wir dort ankamen verlangte man uns unsere Papiere wir hatten alle ein Papier, nur die Eine Frau hatte keine; die war so dumm daß, wenn man sie fragte wo sie hinginge, sagte sie: „nach haus“, oder, „oui oui“ oder noch „oh, ben, non alors,“ sie konnte nicht deutsch und nicht Französisch, als sie der Consul fragte wo sie her war, sagte sie: „Neh“ dann sagte er; „ich kann sie dann nicht unterstützen, weil sie eine Französin sind; dann sagte sie „mais non, en Prusse“. Der Consul

gab uns jedem einen Gulden und eine Freikarte bis Emerich, und schickte uns zu einem Restaurant wo wir zu essen und ein Bett bekamen. Am anderen Morgen habe ich Euch geschrieben, wir bekamen Kasse und um 10 $\frac{1}{2}$ uhr gingen wir fort. Meine Kiste hatte man mir auf dem Schiff zerbrochen eine Leiste war weg und ein gutes Stück vom Deckel, ich habe sie aber doch nach Augsburg gebracht. Um 4 uhr kamen wir in Emerich an. Einer von den Männern hatte zwei Flaschen Schnaps ausgetrunken und da war er betrunken. Wie wir zum Bürgermeister kamen, fing er an zu singen, da zankte ihn der Bürgermeister aus und sagte „Warum kommen Sie hither? um zu singen? — „Nein um unsere Geschenke zu hohlen. Da wäre er eingesteckt worden wenn die anderen Herren nicht für ihn gesprochen hätten. In Emerich bekamen wir wieder zu essen und ein Bett, und ein Billet bis Köln; in Köln gingen die Herren nach einer anderen Direction und es blieb nur noch ein Herr mit mir welcher bis Frankfurt ging wo ich einen Gulden bekam; von Emerich aus bekam ich nichts mehr zu essen und auch kein Nachtlager. In Frankfurt kam ich um 4 uhr früh an ich blieb im Bahnhof bis 7 uhr dann ging ich in eine Herberge und Trank eine Tasse Kaffee; da hielt mich ein Geistlicher an und sagte mir ich wäre fortgelaufen von zubauss. Ich zeigte ihm aber meinen Pass und da war er zufrieden. Das Comité für die Ausgewiesenen war erst um 3 uhr auf, derweil schaute ich mir die Stadt an.

Donnerstag der 10. November 1870

Gestern hätte ich Euch gerne den Brief schicken wollen, aber ich hatte ein so heftiges Janweh daß ich aufhören mußte. . . . Jetzt will ich euch meine Reise gar beschreiben. In Frankfurt war es: um 3 uhr ging ich in das Comité, da gab man mir eine Freikarte bis Würzburg und einen Gulden. Um 3 uhr 15 sollte der Zug gehen, ich ging hin und da hies es: es gehet keinr mehr heute abend wegen dem Militair, erst Morgen früh um 7 uhr. Da ging ich fort und fragte einen Kutscher ob er kein billiges Hotel wüßte; da setzte er mich auf seinen bock und führte mich in ein Hotel wo ich 8 Kr. für mein Nachtlager bezahlte. Am anderen Morgen als ich zum Bahnhof-Inspector kam um mein billet stempeln zu lassen fragte er mich nach meinem Namen ich antwortete: Rudolf Diesel. dann sagte er: ist dis der Buchbinder Diesel in Augsburg? — Ja, sagte ich. Dann gab er mir eine Karte direct nach Augsburg, und bis Würzburg durfte ich mit dem Schnellzug und zweite Classe fahren. Um 10 uhr kam ich in Würzburg an, um 2 uhr sollte erst der Zug gehen, ich schaute mir die Stadt an. Ich kann nicht über jede Stadt welche ich gesehen habe etwas sagen; das wär zu lang und ich bin noch ganz matt von der Reise; mein Kopf brummt mir; ich habe arge Zahnschmerzen; Ohrweh und Halsweh. Um 2 uhr kam ich in den Güterzug; das ist sehr langweilig weil er an jeder Station wenigstens eine halbe Stunde hält um die Güter aus und einzupacken. Ich mußte die ganze Nacht durch fahren und immerwährend aussteigen, warten und Zug wäscheln sodas ich gar nicht schlafen konnte. Es ist auch sehr schwer in der dritten klasse zu schlafen. Ich trank in der Nacht um einen Kreuzer Schnabs, um mir den Bauch zu wärmen denn es war Eis an den Fen-

stern des Wagens. Ich fuhr noch über Oberhausen Nördlingen und kam in der früh um 7 uhr in Augsburg an. Ich wärmte mich ein bischen in dem Wartesaal und dann ging ich zum Onkel. Als ich in die Stube hinein kam saßen die Kinder am Tisch und Tranken Kasse, ich küßte sie alle dann ging der Christian in die andere Stube und sagte: Papa, der Rudolf ist da. Alle Leute empfangen mich sehr herzlich. Ich wusch mich, den ich konnte es gut brauchen, das Wasser wurde ganz schwarz. Dann trank ich Kasse und legte mich in das Bett, da schlief ich bis 4 uhr dann aß ich beim Onkel Rudolf dann ging ich hinüber zur Tante Betty und zum Onkel Barnickel; um 7 uhr aß ich noch ein bischen und legte mich bald zu Bette.... Jedermann hier ist sehr gut und lieb. Der Onkel hat mir schon einen ganzen Winteranzug anmessen lassen, aber die Elter können sie mir doch nicht ersetzen. Ich habe schon Heimweh und weine oft, dann denke ich aber, es ist doch für unser bestes und wir müssen uns alle dreinfügen. . . . Seid Ihr alle gesund, wie gehet es der Luise; hast du lieber Papa noch Arbeit und Verdienst Du jetzt mehr? Entschuldiget meine schlechte Schrift, wenn ich wieder gesund bin schreibe ich besser. Seid alle tausend mal geküßt

von euren euch Innichliebender Sohn und Bruder
Rudolf.

Die Schilderung dieser Familienschicksale entnehmen wir der im Entstehen begriffenen Lebensbeschreibung Rudolf Diesels von seinem Sohn Eugen Diesel. (Mit freundlicher Genehmigung der Hanseatischen Verlagsanstalt.)

R u n d s i c h a u

Die Bilanz des Jahres 1936 für den Frieden der Welt schließt trotz mancher beachtenswerter Bemühung, vor allem auch von deutscher Seite, mit einem Passiv-Saldo ab. Ja, man muß feststellen, daß nicht einmal zum besseren Verständnis zwischen den Völkern Wesentliches erreicht ist. Die Hauptverantwortung dafür trifft Sowjetrußland, wenn man auch nicht übersehen darf, daß die Politik anderer Großmächte gleichfalls, die kommende, von ihnen als unausweichbar angesehene Entscheidungen vorbereiten, unterirdisch ihr gut Teil zur Beunruhigung beigetragen hat. Ein Weltweihnachten mit der Friedensbotschaft für alle die, die guten Willens sind, konnte nicht begangen werden, und das junge Jahr 1937 ist schwer von Vorbelastungen. Der unselige Bürgerkrieg in Spanien tobt mit unverminderter Schärfe, nur gemildert durch Witterungsschwierigkeiten, unentschieden weiter. Der englisch-französische Schritt zur Vorbereitung einer Intervention mit dem Ziele der Beendigung des Bürgerkrieges und Herbeiführung geordneter Zustände durch allgemeine Wahlen ist bei beiden Gruppen in Spanien auf Ablehnung gestoßen. Ein Erfolg könnte ihm nur dann beschieden sein, wenn alle Großmächte ehrlich und ohne Vorbehalt auf beide Parteien einen so starken Druck durch Abdrosselung aller Zufahrtscanäle ausüben würden, daß sie sich einer solchen Intervention fügen müßten. Bis dahin aber besteht die Gefahr der Entzündung größerer Konflikte an dem Brandherd Spanien fort. Die Politik des Deutschen Reiches hat sich durch die Wiederherstellung der völligen deutschen Souveränität dahin ausgewirkt, daß niemand es mehr wagt, das Deutsche Reich bei den großen politischen Entscheidungen außer acht zu lassen. Großbritannien hat in der schweren Krise, die dem Rücktritt König Eduards vorausging, in allen beteiligten Kreisen eine Haltung bewahrt, die alle Vermutungen Lügen straft, als seien an der Spitze des Empire Männer, die in schwachen Händen eine große Tradition nicht zu wahren wüßten. Eine neue ernste Sorge ist im Fernen Osten aufgetaucht durch die Gefangensehung des Marshalls Chiang Kai-shek durch einen aufrührerischen General, hinter dessen Rücken zweifellos andere Mächte sich verbergen und ihr Spiel treiben. Nach langem Hin und Her kehrte der Marshall nach Nanjing zurück; eins aber hat sich mit Sicherheit ergeben: der Zusammenschluß aller Chinesen ist durch ihn so weit gefördert, daß er durch diese schwere Belastungsprobe eher stärker als schwächer geworden ist. In Europa scheint die Überwindung der Gegensätze aus dem abessinischen Konflikt zwischen Italien einerseits und England und Frankreich andererseits gefördert zu sein, so daß die offizielle Anerkennung des Königs von Italien als Kaiser von Abessinien in den Bereich baldiger Möglichkeit gerückt ist. Aber wenn in dem unseligen Europa ein Konfliktstoff beseitigt ist, so bleiben immer noch zu viele Probleme ungelöst, und grade aus Beseitigungen von Konflikten entstehen leicht neue, so daß man vorerst dem Jahre 1937 eine günstige Prognose nicht stellen kann.

Orden und Gesichter. Es gibt manche Menschen (genauer gesagt, eine ganze Geistesrichtung), die unentwegt bei der Betrachtung und Wertung ihrer

Mitmenschen den Bildhauer spielen und alles „nackt“ sehen möchten. „Kleider machen Leute“, lautet ihre demaskierende Weisheit, die jedoch übersieht, daß niemals irgendwelche Leute, sondern immer nur die spezifischen, die unter den Kleidern stecken, von ihnen gemacht werden. Nicht anders verhält es sich mit Schminke und Haartracht, mit den Bartformen und den übrigen Korollarien des menschlichen Verzierungstriebes. Ein Appell vor dem Regimentsarzt braucht daher für den wirklichen Psychologen durchaus nicht ohne weiteres die günstigste Situation abzugeben, um hinter das Wesen seiner Mitmenschen zu kommen. Oder weniger kraß ausgedrückt: eine Geistesrichtung, die fanatisch an der Beseitigung und Ver-spottung allzu menschlicher Außerlichkeiten arbeitet, zeugt nicht gerade für große Lebenstiefe, so sehr sie auch diesen Wert für sich gepachtet zu haben glaubt. Wir haben in den letzten Jahren einen gesunden, vielleicht sogar schon zu heftigen Rückschlag auf diese Geistesrichtung erlebt und stecken noch mitten in ihm drin. War es nicht wie ein Rausch nach langer unnatürlicher Abzuse, als mit dem Einschnitt des Jahres 1933 auch das männliche Geschlecht wieder eine naive Lust an Farbe und Schmuck bekundete? Die Frauen entfernen sich ja sowieso niemals so weit aus der warmen Zone des Lebens, daß bei ihnen überhaupt ein solcher Umschwung nötig würde. Man geht aber ebenso fehl, wenn man der männlichen Natur jenen Sinn für Farbe und Schmuck absprechen wollte. Gerade die männlichsten Männer, die Soldaten, sind es doch gewesen, die ihn auch in den farblosen Jahren und Epochen nicht völlig verkümmern ließen.

Im Leben selber fällt uns dieser nachdenkliche Zusammenhang meistens nur nicht so ins Auge, weil der Film der Eindrücke zu rasch abrudelt und wir selber als Mitspieler unsere eigene Rolle zu versehen haben. Wer jedoch für den hier angeschnittenen Fragenbereich ein gutes Anschauungsmaterial sucht, dem empfehlen wir den Besuch einer Wanderausstellung der „Deutschen Gesellschaft für Goldschmiedekunst“, die in verschiedenen größeren Städten des Reiches zu sehen ist. Die Ausstellung besteht aus 115 Bildern deutscher Männer, soweit sie Träger von Orden, Ehrenzeichen, Sport- oder Parteiabzeichen sind. Einerseits also wieder eine Galerie deutscher Männerköpfe (man empfindet sie als willkommene Ergänzung zu der Olympia-Ausstellung „Große Deutsche in Bildnissen ihrer Zeit“, die das deutsche Gesicht mehr in seinen extremen bis pathologischen Gestaltungen spiegelte). Andererseits aber auch eine Überschau über den deutschen Mann als Schmuckträger, so bunt und reichhaltig, wie sie bei keinem Staatsakt und keiner Jubiläumsfeier wieder zu finden wäre. Ältere Männer, auf die das Leben seine Ehren gehäuft hat, stellen naturgemäß das größte Kontingent der Ausstellungsbilder, und unter ihnen wiederum an erster Stelle Militärpersonen. Sehr sinnreich hierbei der Gegensatz zwischen dem echten Ordensschmuck alter Offiziere und der Medaillenfülle von Schützenkönigen oder verdienten Subalternbeamten, wo der Betrachter unwillkürlich auch in den Gesichtern nach der größeren oder geringeren Rechtfertigung dieses Gegensatzes sucht. Standen die Köpfe der Olympia-Ausstellung meistens unter dem tiefen Glanze des Ruhmes, so spielt um diese Männerbildnisse mehr die leichte Aura der Ehre, und die Ausstellung verrät nicht wenig davon, wie man sein und aussehen darf, um

zu ihrem Genuß zu gelangen. Es sind weder überragende Kunstwerke noch viele von sich aus wesentliche Gesichter darunter, die den Bildungstrieb des Betrachters bemühen würden. Dafür sind die Bilder aber eine Lebensschau, wie sie dem Physiognomen des deutschen Männergesichtes nicht so rasch wieder geboten sein wird. Man sieht nicht „große“ Männer auf ihr, aber fast durchweg „Männer“, und das kann dann und wann einmal beinahe interessanter sein.

Eine gesunde Leidenschaft. Vor einiger Zeit ist von irgendwelchen amerikanischen Versicherungsgesellschaften die statistische Feststellung gemacht worden, daß es einen günstigen Einfluß auf die Lebensdauer eines Menschen ausübt, wenn er eine Sammelleidenschaft besitzt. Dies klingt plausibel, und es läßt sich gerade im Winter gut hören, wo der Sammeltrieb unter Kindern und Erwachsenen reger auslebt als während der Sommermonate. Das Lampenlicht im düsteren Norden bietet ja überhaupt für den Pilz dieser Stubenleidenschaft günstigere Daseinsbedingungen als das Tageslicht im sonnigen Süden. Vielleicht sucht aus diesem Grunde der Sammler auch immer gern nach Rechtfertigungen für seine Leidenschaft, die ihn so oft vom Leben entfernt und dadurch dem Spott des Lebens aussetzt. Um so freundlicher die obige Feststellung, die nun wirklich den Richterspruch des Lebens enthält und das Sammeln unter die lebensverlängernden Prophylaktika aufnimmt. Die Gründe hierfür sind, wie gesagt, leicht einzusehen. Die Sammler führen in der Bilanz ein ruhigeres Leben als die meisten anderen Menschen, soweit es sich nicht um unverbesserlich phlegmatische Temperamente handelt. Sie befriedigen das natürliche Lustbedürfnis ihrer Entelechie unter geringerem Wärmeverbrauch. Die stille Freude des Sammlers glimmt allein aus der Psyche, ohne die Physis darunter mit anzubrennen und aufzubrauchen. Das ist bei einer Leidenschaft ein Vorzug, über den sich schon zu reden lohnt. Besonders wenn wir auf der anderen Seite die Anstrengungen in Betracht ziehen, die der Mensch sonst zur Neutralisierung jenes nichtigen Lustgebildes unternimmt, das wir so obenhin Stimmung und Langeweile nennen. Ein paar Zahlen der Alkohol- oder Tabakindustrie sprechen ja Bände für die Lebensmacht dessen, was „nicht mehr existenznotwendig“ ist. Fragt sich nur, in welcher Richtung man also dem Sammeltriebe freien Lauf lassen sollte, da wir doch wohl nicht genügend Amerikaner sind, um ein langes Leben und eine robuste Gesundheit als Werte an sich anzubeten. Das Briefmarkensammeln hat durch die Inflation neuer Marken etwas von seinem Reiz eingebüßt, wenn es auch besonders in spezialisierter Form unter den Sammelleidenschaften immer noch an der ersten Stelle stehen mag. Reklamebilder? Ihr Kurs ist nach dem Kriege wieder mächtig hochgegangen. Was hat die Generation, die den Krieg als Kinder durchmachte, gerade in dieser Richtung entbehren müssen! Man ist heute besonders bei uns in Deutschland in erfreulichem Maße dahintergekommen, wie gut sich mit diesem Hilfsmittel Pädagogik und sogar Kulturpolitik treiben läßt. Unter großen und kleinen Kindern, wie billig. Die Erwachsenen im mittleren Lebensalter scheiden ja überhaupt für unsere Leidenschaft ziemlich aus. Erst das auslaufende Leben entdeckt ihren Wert manchmal von neuem. Entdecken ist hier der richtige Ausdruck, denn der passionierte Sammler sammelt weniger

um des Sammelns als um bestimmter Werte willen, für die nur er ein Organ ausgebildet hat. Gemeinplätze bieten für ihn selten den richtigen Reiz; dann schon lieber irgendwelche Kuriositäten aus den Randgebieten des Lebens, für die es kein öffentliches Museum gibt: Uniformenkнопfe, Tapetenmuster, Warenzeichen, Flaschenverschlüsse, um ein paar Beispiele zu nennen, mit denen man wenig Konkurrenz haben dürfte. Doch Scherz beiseite; wir brauchen eine Wiedergeburt des Sammeltriebes und Sammelns gerade bei ernsthaften Menschen, die dagegen gefeit sind, dieser Leidenschaft mit Haut und Haaren zu verfallen. Es gibt so viele rasch vergehende Lebensspuren eines Zeitalters, die man nach Jahren mit großem Gewinn einmal wieder an seinem Auge vorbeiziehen lassen würde: Politikerbilder aus allen Situationen, illustrierte Prospekte unserer zeitgenössischen Literatur, Kinoprogramme, Theaterzettel und vieles andere, was nichts kostet und doch in seiner Kontinuität einen ungeahnten Lebenswert darstellen kann. Einen Lebenswert, der uns dann wohl auch gerne auf den kleinen Zins einer Lebensverlängerung verzichten läßt, wenn es sich nach einiger Zeit herausstellen sollte, daß jene amerikanische Rechnung vielleicht doch irgendwo ihren Fehler gehabt hat.

„Das Bild von Jesus dem Christus im Neuen Testament“ heißt ein kürzlich erschienenenes kleines Buch von Romano Guardini (Verkbund-Verlag, Würzburg, Abt. Die Burg). Unter dem Gesichtspunkt der Fremdheitsdiskussion betrachtet, ist es höchst interessant, aus diesem Buch den Gegensatz zwischen protestantischer und katholischer Bibeltheologie abzulesen und an der eigenen Position, die Guardini innerhalb der allgemein-katholischen Haltung zu gewinnen sucht, neu beleuchtet zu sehen. Die Bibeltheologie des Protestantismus — die historisch-kritische wie die dialektische — geht im buchstäblichen und im übertragenen Sinne immer vom „Wort“ aus, ja sie ist geradezu eine Theologie des Wortes, weswegen sie auch in der Verkündigung immer wieder ihren Hauptauftrag sieht. Die katholische Theologie im allgemeinen tritt mit einer aus ihrer eigenen Geschichte erwachsenen, festgefügteten Terminologie und mit festen Kategorien an die Schrift heran — das ist ihr Vorzug, aber es kann ebenso Starrheit bedeuten. Guardini hingegen sucht zunächst einmal ohne jene allgemein-katholische Terminologie zu arbeiten, und das hat nicht nur eine ihn besonders charakterisierende lebensnahe, auch dem Laien verständliche Sprache zur Folge, an der die Auseinandersetzung mit den wichtigen modernen Denkströmungen deutlich spürbar ist, sondern das gibt ihm gerade für die Aufgabe dieses neuen Buches eine ganz eigene Basis. Guardini selbst sagt im Vorwort, die Arbeit habe sich „unter eine strenge Forderung gestellt: Keine anderen Voraussetzungen mitzubringen, als die Lehre der Kirche, durch welche der Glaubende erzogen wird, für die ganze Fülle der Offenbarung bereit zu sein und keine der verschiedenen Möglichkeiten zu benutzen, wie er sich die Aufgabe, das ‚Wort des Lebens‘ zu lernen, vereinfachen könnte.“ Indem Guardini dieser Forderung nachkommt, erreicht er im Gang des Buches zweierlei: er löst ganz und gar die für die Betrachtung der Christusgestalt so verhängnisvoll geläufig gewordene Kategorie der „Persönlichkeit“ und die nicht minder gefährliche und schiefe der „Idee“ auf, er geht vielmehr den Linien

nach, wie sie die Schrift selber zeichnet und — das ist das zweite Wichtige an diesem Buch — er zeigt damit p ä d a g o g i s c h eine neue Art der Schriftbetrachtung auf. Indem er dem Christusbild folgt, wie es Paulus gesehen hat und dann Johannes und wie es sich bei den Synoptikern findet, ergeben sich Züge, von denen er sagt: „Alle gehören Ihm — dahinter aber steigt eine ungeheure, aus Gottes Anfang stammende Wirklichkeit auf, welche jedes von uns kommende Maß sprengt.“ Dieses Dahinter ist dann nur in die Kategorie der Offenbarung zu fassen, um deren reine Herausarbeitung es Guardini letztlich mit dieser Arbeit geht und die er mit ihrem absoluten Anspruch neben die verschiedenen (psychologischen und historischen) Ausformungen des „weltautonomen“ Urteils stellt.

Es ist für den, der dieses Buch liest, nicht unwichtig zu wissen, daß es eine Art Nach- oder Vorwort darstellt zu einer größeren Arbeit Guardinis, die seit 1932 unter dem Titel „Aus dem Leben des Herrn“ in bisher 40 Lieferungen (ebenfalls Werkbund-Verlag, Würzburg) erschienen ist.

Den deutschen Cecil Rhodes hat man nicht zu Unrecht den vor kurzem verstorbenen G u s t a v O b e r l ä n d e r genannt. Denn dieser amerikanische Großindustrielle deutscher Herkunft, geboren in Düren, der 1888 nach abgeschlossener Schulbildung und abgeleisteter Dienstpflicht in die Vereinigten Staaten ging und nach einer drüben nicht ungewöhnlichen Laufbahn ein Großer in der Textilindustrie wurde in der Stadt Reading, hat durch die Oberländer-Stiftung im Jahre 1930 eine Tat vollbracht, die sich in Parallele zu den Bemühungen und Aufgaben der Cecil-Rhodes-Stiftung setzen läßt. Er bestimmte, daß amerikanische Bürger, die im öffentlichen Leben der Staaten ihre besonderen Fähigkeiten unter Beweis gestellt hätten, aus Stipendien seiner Stiftung Reisen nach Deutschland unternehmen könnten, um durch „ein besseres Verständnis zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland den Geist der Freundschaft zwischen beiden Ländern zu stärken“. Als Rugbnießer der Stiftung sind bedeutende Gelehrte aus den Vereinigten Staaten und auch Künstler nach Deutschland gekommen. Oberländer ist seiner alten Heimat in leidenschaftlicher Liebe bis zuletzt treu geblieben. Es ziemt sich, auch an dieser Stelle gerade in den gegenwärtigen Zeiten eines Mannes zu gedenken, der mit dem Einsatz seiner Persönlichkeit und seiner Mittel für die Völkerverständigung und damit für den Weltfrieden gewirkt hat. Es sei auch nicht vergessen, daß Oberländer aus innerster Neigung der Archäologie ergeben war, deren Arbeiten er tatkräftig gefördert hat.

Das Flügelhaus

Roman

8. Der Schak im Aker

(2. Fortsetzung)

Jeden Morgen besühlte Herr Kortüm die Mauern des Neubaus. Sie trockneten gut. Die beträchtliche Ausgabe für den Koks, der in einem großen eisernen Korbe Nacht für Nacht im westlichen Flügelbau verglühte, mußte auf die Seite der lohnenden Unkosten gebucht werden. Herr Kortüm beschloß, einen weiteren Glühkorb aufzustellen und von nächster Woche an auch den Ostflügel trocken zu heizen. Die Esperstedter und Besenröder würden sich wundern. Jetzt schon konnten sie in dunklen Nächten über den Tannenwipfeln der Schottenhöhe einen zarten roten Schimmer wahrnehmen. Bei vervierfachen Koksfeuern mußte nun ein deutlicher tiefroter Schein aufglimmen am Himmel über dem Schottenhaus. Bisher hatten die Esperstedter abends zueinander gesagt: „Die Sonne geht unter, ich wünsche wohl zu ruhen, Herr Nachbar.“ Nun würden sie in das falsche Morgenrot über der Schottenhöhe zeigen müssen: „Bitte, sehen Sie: Herr Kortüm geht auf — nach Möglichkeit eine ruhige Nacht, Verehrter!“

Und Herr Kortüm ging gewaltig auf über den Bergen. Unbeweglich still stand Nacht für Nacht ein roter Glanz am dunstigen März Himmel, und genau im Mittelpunkt dieses geflammten Halbkreises saß sein Schöpfer, der Herr Kortüm, in seinem alten Lederstuhl, hielt die braune Mappe auf den Knien, folgte mit dem Blick den langsam wiegenden Rauchringen der Zigarre und hatte seine Gedanken. Das ganze Land weithin aber sah mit Staunen den Nimbus über dem Schottenhaus und nahm inmitten des roten Scheines das weißglühende Gestirn der silbernen Windfahne wahr, die lachende Maske oder die weinende, wie der Wind sie drehte. Um dieser Windfahne willen war seinerzeit in den Tälern unten ein tiefer Grimm erwacht. Herr Kortüm aber hatte nachweisen können, daß Windfahnen als notwendige Gebrauchsgegenstände für einsam wohnende Persönlichkeiten angesehen werden müssen. Das silberne Gestirn blieb, und Schwartenmachers Blech war gut: es strahlte wie neu geschaffen. Die Kurorte mußten den neuen Stern, den Herr Kortüm damals am gemeinsamen Himmel aufgehen ließ, weiterleuchten lassen. Jetzt aber fügte dieser unvergleichliche Mann seinem Stern noch ein scheinbar ewiges Morgenrot hinzu. Das ganze Land ringsum sprach: Kortüm vergrößert, Kortüm nimmt sich auf — setzt seinen Schein am Himmel. Und niemand konnte es hindern. Es muß einem Bauherrn unbenommen sein, feuchtes Gemäuer mit Gewalt zu trocknen, wenn er es eilig hat.

Herr Kortüm hatte es eilig. Die Reisezeit rückte näher. Die Anfragen häuften sich. Lorenz mußte neue Arbeiter einstellen und arbeiten bis in die Dunkelheit

hinein. Müde und brummig ging er am Abend nach Hause. Bei solcher Heerei war nicht zum Genuß der Arbeit zu kommen, der bekanntlich in den Pausen besteht, die den ruhevollen Anblick des Geschafften ermöglichen. Heute mußte er auch noch den letzten Kalkwagen selber nach Besenroda hinunterbringen. Er schirrte die Pferde an, zündete die Laterne an und hing sie unter das Bodenbrett des Wagens.

Herr Kortüm saß in seinem Zimmer oben und hatte weder die Tischlampe noch die Hauslaterne eingeschaltet. An einem Freitagabend wie heute, an dem er Gäste erwartete, die viel redeten und spät gingen, liebte er diese stille Stunde vorher. Draußen polsterte der Wagen. Riesengroß warf die Laterne unter dem Bodenbrett den Schatten des Hinterrades an die Schottenhauswand, bis an die Dachrinne hinauf. Langsam drehte sich das ungeheure Schattenrad an der Hauswand hin. Durch die Mauer und in die Gedanken Kortüms hinein drang das Bild des rollenden Rades nicht. Aber das Räderrollen hörte Herr Kortüm, den klappernden Hufschlag: „Sie müssen gleich kommen“, murmelte er und zog seinen schwarzen Rock an.

Monich war der erste und trat in den Hausflur, als Liese eben mit einem Wäschekorb die Treppe herunterkam. Erschrocken blieb sie stehen. Mit offenem Mund starrte sie Monich an — Monich, ihren Traum . . .

„Na, was guckste denn? Bringe mir ämal ä Bierwärmer, Mädchen“, er rieb seinen Bauch, „Feierwehrdienst, un nachts, un sich drbei hinsetzen müssen — das schlägt sich mir uff de Magengegend, weeste.“

Liese sah ihm nach: freilich hatte sie ihn sitzen sehen, gestern nacht — auf dem Hackefloß mit aufgeblasenen Backen . . .

Weinake wäre Liese wieder in ihre Kammer gerannt, aber jetzt traten zweifelsgewiß richtige Menschen ein, scharrend, geräuschvoll — der Reihe nach die ganze Freitagsgesellschaft. Pastor Schmidt erschien, der Apotheker Mickewitz und Kuffert, der Porzellanfabrikant. Dann kam der Amtsrichter Labemann und zuletzt Herr Müller, der Nachfolger Klaus Scharfs an der Besenröder Schule, ein stiller blonder Mensch.

Labemann nahm Platz und ergriff das Gespräch als ein Mann, der Verhandlungen zu führen gewohnt ist. Von den Aussichten eines Prozesses erzählte er, den ein Sanatorium gegen die Schießgesellschaft führte, welche sich in der Nachbarschaft am Abfeuern von kleineren Handwaffen erfreute. Die Mehrzahl der Tafelrunde neigte zu der Ansicht, daß es um die Sache des Sanatoriums nicht gut bestellt wäre. Der menschliche Organismus sei nachweislich gegen akustische Störungen hinreichend abschließbar, zum Beispiel durch Verstopfung der Ohren mit Watte.

„Aber dann hört mr ooch das nich, was mr gerne hört“, sagte Monich.

„Hehe“, meinte Mickewitz, „das ist nicht viel.“

Pastor Schmidt hob den Zeigefinger: „Immerhin kann der Mensch eine Zeitlang des Gehörs entbehren, meine Freunde, und dennoch sein Leben fristen. Gegen unangenehme Gesichtseindrücke aber ist das radikale Schließen der Augen leider nicht anwendbar, weil man sonst nur zu leicht sich oder gar Unbeteiligte vor den Kopf stößt.“

„Na, Kortüm!“ schrie Kuffert, „ich habe geheert, Sie hätten glei alle beede Dogen zugemacht, als Sie in Ihrer Baugrube den Püsterich ham liegen sähn!“

Begierig wollten sämtliche Gäste nun auf die Besprechung des Püsterichsundes eingehen, aber Herr Kortüm schnitt dieses Gespräch kurz ab: Er käme soeben aus dem größten Kunstinstitut der Hauptstadt und sei wochenlang von nichts als Kunst und Schönheit und Harmonie umgeben gewesen.

„Also denn von Harmonie un Kunst!“ rief Kuffert. „Sagen Se mal, Kortüm: is denn Ihr Bild nu fertch? Mr sieht doch gar nischts drvon!“

Die Freitagsgesellschaft erkundigte sich nach allen Einzelheiten. Man wollte die Größe des Bildes wissen und ob es einen Goldrahmen hätte. Was der Rahmen koste. Herr Kortüm sollte schildern, wie es wäre, wenn man viele Stunden stille stehn muß, auf einen Punkt gucken und trotzdem freundlich aussehen. Zuletzt mußte Kortüm die Stellung vormachen. Dieses Gespräch langweilte den Apotheker Mickewitz, der wohl den klaren Blick für die Lebensnotwendigkeiten besaß, aber dem Schönen in der Welt keine brauchbaren Seiten abgewinnen konnte. Überhaupt beunruhigte ihn die Gelassenheit Kortüms. Wie ein Lebensherr saß er in ihrem Kreise. Mickewitz konnte auf Grund mehrfacher Erfahrung erwarten, daß Herr Kortüm mit dem Hochwachsen seiner Mauern immer kleiner, mit der fortschreitenden Versteifung des Gebäudes immer wackliger wurde. Nichts davon — der Mann baute, schlug trotzdem ruhig ein Bein übers andere und gab nur hin und wieder eine Belehrung von sich, wenn das Gespräch auf ein der Freitagsgesellschaft unzugängliches Gebiet glitt. Kürzlich hatte Mickewitz auf dem Kreisamt zu tun und sich bei der Gelegenheit auch einmal das Grundbuch aufschlagen lassen, um einen kleinen unauffälligen Blick in die Blätter des Schottenhauses zu tun. Neue Einsichten waren leider nicht zu gewinnen. Es handelte sich eben nur um einen Anbau. Hatte dieser Gastwirt in der letzten Reisezeit tatsächlich so schamlos verdient? Oder hatte er finanzstarke Gönner, die ihm nicht amtlich eingetragenes Geld liehen, bloß weil er der Herr Kortüm war? Müßte man sich also doch beizeiten mit ihm stellen?

„Hehe, ein schöner Bau“, sagte Mickewitz, nachdem er Kortüm verstohlen beobachtet hatte, „Sie geben sich da ganz neue Dimensionen.“

Herr Kortüm nickte und wies mit ausladender Handbewegung zum Nordfenster hinaus: „Nach hinten hinaus.“

„Ihre Vorderseite gedenken Sie nicht zu verändern?“

„Ich soll die Sonne verbauen? Erlauben Sie, Herr Apotheker — ich bin verantwortlich für das Wohlbefinden meiner Gäste!“

„Nu, 's Wohlbefinden andrer Leute trägt je nu grade nich zu Mickewitzen sein'm Wohlbefinden bei!“ lachte Kuffert. „Nischt bekommt dem so gut wie mei Rheumatismus! De Dose Salbe eene Mark.“

„Man könnte ja auch so bauen, daß die Südsonne trotzdem auf das Schottenhaus fällt“, sagte Mickewitz ärgerlich.

„Schwerlich“, meinte Labemann. „Fünzig neue Fremdenzimmer, wie man hört, wollen untergebracht sein.“

Mickewitz erschrak: „Fünzig Fremdenzimmer bauen Sie?“

Der Tabakrauch belästigte Herrn Kortüm, wenn er eine längere Rede hatte. Er machte das Fenster eine Handbreit auf und sprach: „Wer hat das gesagt? Niemand natürlich. Meine Herren, wenn Tropfen vom Himmel fallen, sagt man: es regnet. Man sollte, wenn Worte von den Lippen fallen, sagen: es lügt. Die Sache ist so . . .“

Herr Kortüm begann mit einer Darlegung seiner Baupläne. Die Gäste erfuhren, daß an jede Seite des Schottenhauses im rechten Winkel ein Flügel angebaut würde. Die Nordwiese würde also vom alten Haus und den Flügelanbauten an drei Seiten umfaßt. Der Blick in die Goldene Aue hinaus bliebe frei. Jeder Flügel enthalte zehn Fremdenzimmer. Die Küche werde in den Westflügel verlegt, an ihrer Stelle ein Speisesaal eingerichtet, so daß man vom Flur aus rechts diese alte unveränderte Halle und links den Speisesaal betreten könne. Das alles seien demnach keineswegs allzu kostspielige Unternehmungen . . .

Mehrmals während dieser Rede unterbrach sich Herr Kortüm. Ein fremder, aber angenehmer Duft hauchte zeitweilig durch den Raum. Herr Kortüm hob die Nase und zog die Luft ein. Auch die Gäste schnupperten. Im Laufe des weiteren Vortrages, den Herr Kortüm mit einigen Bleistiftstrichen noch klarer zu gestalten versuchte, schnüffelten die Zuhörer immer öfter. Schließlich schwieg der Redner, spitzte den Mund und sog den bezaubernden Duft gewissermaßen offiziell ein: „Meine Freunde“, sprach er, „mir scheint . . .“

„Mir auch“, sagte Monich.

„Das riecht“, begann Kuffert, „das riecht nach . . .“

Wickewitz nahm so viel Atmosphäre wie möglich in seine Nase. Er hatte in diesem Kreise die Sache als Fachmann zu beurteilen: „Hm . . . es gibt gewisse einwertige, primäre Alkohole, welche, sofern man sie verseht mit . . .“, er schwieg und fuhr argwöhnisch mit den Augen herum, als ob er den Duft sehen könnte, sehen und erwischen.

„Gewiß“, stimmte Pastor Schmidt mit hoherhobener Nase bei, „es hat etwas Spirituelles an sich.“

„Schprit?!“ — Kuffert roch mit Gewalt.

„Nicht Sprit, Herr Kuffert“, sprach Herr Kortüm, „etwas gewissermaßen Geistiges, meint der Herr Pastor.“

„Na aber da soll doche . . .“ Monich roch in der Richtung nach dem Fenster hin.

Kortüms Nase folgte seiner Richtung: „Monich!“ rief er, „du hast recht: es kommt von draußen!“

Kortüm öffnete das Fenster, beugte sich hinaus. Er drehte sich betroffen nach seinen Gästen um, blickte wieder hinaus, dann sagte er leise: „Meine Herren, in meinem Hofe brennt etwas . . .“

„Un das riecht so?!“ Im Handumdrehen war die Freitagsgesellschaft auf den Beinen und unterwegs in den Hof. Wickewitz lief voran.

Hier bot sich der Versammlung ein unerwarteter Anblick. Zunächst sprach niemand, selbst Kuffert fand keine Worte. Die Herren versuchten erst einmal so viel wie möglich in der Dunkelheit zu sehen. Der Mond schien heute nicht. Die einzige Lichtquelle war ein am Boden unter eisernem Roste brennendes Holzkohlenfeuer,

also eine recht schwache Beleuchtung für ungewöhnliche Betrachtungen: auf dem Rost nämlich stand ein beruhter, bauchiger Kessel. Dieser Kessel aber stammte nicht aus der Kortümschen Küche, sondern hätte von Rechts wegen aus dem Kortümschen Museum kommen müssen, wenn eben Herr Kortüm die fachgemäß numerierte Aufstellung in seinem derzeitigen Schönheitswahn und Baueifer nicht versäumt hätte: auf dem Rost stand der Püsterich und kochte. Der Schuldiener Albrecht stand neben dem Rost und schwigte. Den Püsterich erhitzten die Holzkohlen, den Schuldiener der Schreck. Er hatte dem Herrn Kortüm eine freudige Überraschung bereiten wollen, und nun stand eine ganze Gesellschaft samt Herrn Kortüm da und guckte. Beide, Albrecht und Püsterich, blickten unbeweglich über die Gesellschaft weg und hinauf in den Tannenwipfel, wo gestern der Nachtschwalb Liebeslieder schnarchte. Beide schwiegen hartnäckig — Albrecht, weil er mit den Kinnbacken auf seiner Tabakspfeife kaute, der Püsterich, weil ihm der Schuldiener das offene Maul mit einem Glasrohr verstopft hatte. Da der zart duftende Dampf keinesfalls dem Scheitel Albrechts entweichen sein konnte, nahm die völlig verduhte Freitagsgesellschaft ganz richtig an, daß er aus dem Scheitel des Püsterich steige. Flaschen standen umher, Wannen, Trichter, Siebe, Bürsten — eine halbgefüllte und offenbar besonders wertvolle, alte Geneverflasche trug der Schuldiener sorgfältig auf seinen beiden Armen. Zuerst faßte sich, wie dies von ihm als Fachmann auch erwartet werden konnte, der Apotheker Mickewitz. Mit scharfen Augen überblickte er sachkundig die ungewöhnliche Kochanstalt und brachte nach einer Weile mit zusammengekniffenen Lippen lediglich ein etwas unverständliches „Aha“ hervor.

Allmählich begannen auch die anderen Herren sich zu äußern:

„Wie können Sie sich erlauben, auf meinem Hof . . . in der Nacht . . .“, fing Herr Kortüm einen Satz an und schwieg dann.

„Du verfluchter Hund . . .“, begann Monich und schwieg danach ebenfalls.

„Was is’n das for äne Schweinerei?“ fragte Kuffert.

„Aha!“ rief Mickewitz zum zweiten Male, jetzt aber deutlicher.

„Ähnliche Vorrichtungen dienen dem Chemiker zur Erzeugung von Wasserstoff“, erläuterte der kleine blonde Lehrer, aber er wurde unterbrochen. „Hehe!“ lachte Mickewitz zornig, „Wasserstoff? Im Gegenteil!“

Pastor Schmidt jedoch nahm nun das Wort: „Wie ist es möglich, daß ein Schuldiener nächtlicherweise und heimlich solchen, ich muß gerade sagen: teuflischen Spuk treibt mit einem Gegenstand, dessen sachlicher und ideeller Wert sich völlig seinen Maßstäben entzieht! Wie — ich frage Sie, Schuldiener Albrecht! — wie wollen Sie uns die Vermessenheit erklären, die Sie trieb, einen immerhin merkwürdigen Fund derart zu mißhandeln?“

„Mißhandeln?“ fragte Albrecht beleidigt. Es war Zeit, daß er nunmehr Stellung zu dem kochenden Püsterich nahm, da die Freitagsgesellschaft von diesem selbst keine vernünftige Erklärung erwarten konnte. Dieses Fundobjekt wurde sichtlich immer heißer. In langen Tropfen lief das Schwigwasser an ihm herab, und sobald ein Tropfen in die Kohlen fiel, gab es einen kleinen Zisch.

„So nehmen Sie den ehrwürdigen Kessel doch wenigstens von den Kohlen weg!“ rief der Pastor.

„Nee“, wehrte sich Albrecht, „nu wärsch's schade drum.“

Midewitz beschäftigte und berodt unterdessen die Flaschen und Wannen. Albrecht drückte die große, kantige Flasche fester an sich. Der Widerspruch des Schuldieners fränkte den Pastor. Er trat näher an Albrecht heran und rief: „Schade wäre es? Um den Unflat etwa, den Sie in dieses Denkmal hineingegossen haben?!“

„Unflat? Nee, Herr Paster“, er wandte sich hilfesuchend an den immer noch herum schnüffelnden Midewitz, „nich wahr nee, Herr Apotheker, das is kee Unflat nich?“

Er hatte sich an den falschen Mann um Hilfe gewandt. Midewitz dachte gar nicht daran, die Konkurrenz zu unterstützen. Als Herr Kortüm an ihn als den Fachmann die Frage stellte: „Sagen Sie, Herr Apotheker, ist dieser Mann geistesgestört?“ antwortete Midewitz erregt: „Das scheint leider durchaus nicht so!“ und winkte Albrecht heran: „Woraus haben Sie die Maische hergestellt? Wie? Oder sollten Sie einfach Beerenwein abdestilliert haben?“

Albrecht schien nicht gehört zu haben, denn er kante wieder an seiner Pfeife und blickte in den Tannwipfel hinauf.

Midewitz rüttelte ihn am Armel: „Antworten Sie mir, Mann! Ihre Destillation ist einerseits sachgemäß, anderseits regelwidrig. Sie haben Kräuter zugelegt. Man bringt keine Kräuter in das noch rohe, ja warme Destillat! Was sind das für Kräuter? Nennen Sie mir das Rezept, und ich werde Ihnen ohne weiteres sagen, ob das Rezept richtig ist.“

„Das mechten Se wohl, Herr Apotheker. Hä. Nee, mit Rezept is hier nischt. Das kann mr, oder mr kann's nich.“

„Ich verstehe immer: Destillat“, sagte Herr Kortüm leise zu Monich.

„Ich ooch“, erwiderte sein Freund und schnüffelte stärker.

„Also“, begann Albrecht, „nu heern Se mal: Sie ham das Ding in Ihrn Fingerhof uffn Hackeloh geschteilt, un Sie hams ä Zoosbecken genannt, un Sie äne Gießkanne oder so ähnlich, un Sie, Herr Aptheker, hams gar nich angeguckt . . . aber iche, ich wußte uffn erschten Blick, woran ich war . . .“

„Wo — ran waren Sie?“ — Herr Kortüm, der so vieles wußte und erlebt hatte, stellte diese Frage in berechtigter Unruhe.

„Sähn Se“, sagte Albrecht, „das habch von mein'n Vater. Der hat äne kleene Schnapsbrennerei gehabt. In Nordhausen nämlich ham alle kleen'n Leite äne Brennerei gehabt. In'n Nämngewerbe, verschtehn Se? Und deshalb hab ich ooch uffn erschten Blick gemerkt, was es mit dem Doppelkessel uff sich hat: das Ding is nämlich äne Brantweinblase“, er klopfte an den heißen Kessel, „da schteht der Herr Aptheker: frag'n Se'n doche. Wer von der Sache was verschteht“, Albrecht klopfte stärker, „der hat Reschpekt vor so ä Kessel. Das is äne Abzugsblase. Jawoll.“

Er hatte gesprochen, und er trat nun auch den Wahrheitsbeweis an. Ein Glas war nicht zur Hand — gelernte Schnapsbrenner kommen für ihre Person mit der Flasche aus —, aber ein Fassenkopf ohne Henkel stand auf der umgekehrten

Wanne. Albrecht ließ aus der geschweiften großen Flasche, die er im Arm hielt, vorsichtig eine dunkelbraune Flüssigkeit hineintröpfeln: „Kosten Sie doch eefach ämal.“ Er hielt die Tasse dem Hausherrn hin, aber Kortüm machte eine schroffe, ablehnende Handbewegung. Monich nahm die Tasse, roch hinein, ließ eine Spur des Inhalts kunstgerecht auf die Zunge gleiten, blickte augenblinzeln zum Tannwipfel hinauf, dann sah er die Freitagsgesellschaft an . . . Pause . . . jetzt nahm er einen regelrechten kleineren Schluck, blinzelte und schmeckte wieder . . . „Albrecht“, sagte er leise. Nunmehr goß er den gesamten Tasseninhalt in seinen Mund . . . Pause . . .

„Albrecht!“ rief er.

Jetzt ergriff Mickewitz das Trinkgefäß, ließ sich eine Probe geben und kostete. Der Apotheker hatte seiner leidenden Kundschaft eine ansehnliche Reihe vorzüglicher Essenzen und Magenliköre zu mäßigen Preisen anzubieten, und da kam ein Kerl daher, ein weder chemisch noch drogistisch vorgebildetes und durch keinerlei Fachprüfung erprobtes Subjekt, dem nur von seinen Nordhäuser Vätern her einige Handgriffe geläufig waren — und ein solcher Mensch erlaubte sich, in einem wahrscheinlich nicht einmal hinreichend gesäuberten, jedenfalls aber völlig veralteten Messingkessel ein derart duftendes Destillat abzugiehen . . . Mickewitz kostete nochmals . . . ein Destillat von unleugbar zartem und dennoch starkem Geschmack — was hat dann Vorbildung und Fachprüfung überhaupt noch für Sinn? Er sprach zur Freitagsgesellschaft: „Mein Verdacht scheint sich zu bestätigen: dieses Produkt entstammt nicht der landesüblichen Kartoffel, vielleicht ist es aus Wein destilliert. Meine Herren, wir haben hier eine Art von Aqua vitae vor uns, ein Lebenswasser, also ein äußerst heftiges Getränk, das obendrein noch gewürzt ist mit Kräutern, was bei einem ordnungsgemäßen Aquavit nicht erwünscht ist — mit was für Kräutern haben Sie das Destillat versetzt?“

„Hä“, antwortete Albrecht.

Die Tasse ging während dieser Darlegung von Hand zu Hand. Kuffert kostete . . . dann Labemann . . . der Lehrer nahm einen ängstlichen Schluck . . . der Pastor Schmidt nahm einen erheblichen Schluck, bewegte eine Weile prüfend Zunge und Lippen und murmelte: „Kann sein?“

„Natürlich kann das sein!“ rief Mickewitz. „Nichts geht natürlicher zu! Wenn jemand überhaupt die Dreistigkeit besitzt, sich dergestalt an einem altertümlichen Gegenstand zu vergreifen, so verfügt er allerdings damit über einen geradezu unverwundlichen Doppelkessel, wie er als Destillierapparat abgebildet ist auf Kupferstichen, die aus ungesunden Zeiten stammen! Aus jenen von Seuchen geplagten Epochen, die noch kein Schimmer unserer heutigen zweckdienlichen und sanitären Technik erhellt!“

„Was heeßt hier Seuche un sanitär!“ rief Kuffert und hielt Albrecht den Tassenkopf zum Nachschenken hin, „dadrgegen sin Ihre Schnäpse reene nisch, Mickewitz!“

Auch Labemann hatte sich noch einen Tropfen — „nur 'ne Idee, lieber Albrecht“ — eingießen lassen und sagte gewissermaßen abschließend zu Herrn Kortüm:

„Püstrich hin, Püstrich her — dieses Destillat hat, ich muß sagen: etwas Bodenschändiges.“

„Herr Amtsrichter“, meinte Monich, „passense bloß uff. Wenn mir hier so weiterschlucken, hat bloß noch der Püsterich äne gewisse Bodenschändigkeit uffzuweisen. Kortüm — du solltest deinen Püsterich ooch ämal kosten.“

Herr Kortüm nahm zögernd die Tasse, nippte, Herr Kortüm trank:

„Freunde!“ sprach er . . .

★

Spät wanderten die Gäste in ihre Täler hinunter. Eine Weile hörte Herr Kortüm noch ihre Stimmen heraufschallen, allmählich verklangen die Laute. Es war nun wieder ganz still. Eine trübe und warme, windstille Nacht. Regen wird es geben, dachte Herr Kortüm und ging in tiefen Gedanken mehrmals um sein Anwesen herum, über dem heute in der dicken wässerigen Luft der rote Schein der Trockenfeuer machtvoll groß und unbeweglich stand. Er sah an seiner Schottenhauswand empor und schüttelte den Kopf. Eben erst war er wochenlang mit Professor Holdermann beruflich in enger Verbindung gewesen. Die Akademie in der Hauptstadt stak bis unters Dach voll Kunst, und jedem Menschen dort war es eine ausgemachte Sache, daß man diese vieltausendfachen Formen nur genau zu betrachten brauche, um dann sagen zu können, was sie bedeuteten, was für einen Inhalt sie umschlössen. Die Guten, die Schönen erkennt man am Guten, am Schönen . . . und da stand dieser erbärmliche Püsterich, eine Unflat von außen — und innen voll Süße! Ein leiser Verdacht gegen diese bekanntlich schönste der Welten stieg in Kortüm auf. Schon die Sache mit der schönen Kitty damals war ein wenig unheimlich gewesen — Kitty war eine Frau, und bei lebendigen schönen Frauen soll man Rückschlüsse irgendwelcher Art vielleicht grundsätzlich nicht versuchen. Aber auf Messing mußte doch Verlaß sein! Inhaltlich hätte er diesen Püsterich auf Staub, Schlacke und Grünspan geschächt, und nun sprach man wohl morgen früh schon in den Tälern unten von Kortüms Püsterich und meinte damit ein magenstärkendes Getränk . . . ob es dann nicht besser wäre, magenleidend zu bleiben, aber das Gute erkennen zu können am Guten und das Schöne am Schönen?

9. Ortsveränderungen

Lotte hatte im Traume geseufzt und, ohne zu erwachen, plötzlich die eine Hand schlafschwer ihrem Manne aufs Gesicht gelegt. Wingen war aus dem Schlummer geschreckt. Aber er blieb unbeweglich liegen. Dachte verschwimmend: ich träume . . . Ruhig lag die Hand mit gespreizten Fingern breit auf seinem ganzen Gesicht. Er empfand den Duft der Hand, schloß die Augen, lag ganz still. Lotte atmete gleichmäßig weiter. Wingen öffnete die Augen. Fest und mütterlich lag ihre offene Hand über seinem Gesicht. Wingen lächelte und blickte durch ihre Finger. Die Schlafstube war ganz dunkel. Nur die Decke gab einen helleren Schein, und er sah zwischen ihrem Goldfinger und dem kleinen Finger, wie der Vorhang am offenen

Fenster ein wenig wehte. Wingen hielt immer noch sorgsam still, aber er war nun ganz wach geworden. Ihre Hand lag warm und reglos auf seinem Gesicht. Er hob das Kinn und bewegte die Lippen, bis er die Handfläche leise küssen konnte. Lotte atmete ruhig ein und aus. Eine gute Weile verging. Endlich schien Wingen die Hand auf seinem Antlitz immer schwerer zu werden . . . eine wahre Last . . . Er faßte sie vorsichtig, zog den Kopf unter ihr hervor und legte sie sanft auf das Kopfkissen. Lotte atmete gleichmäßig weiter. Die Taschenuhr tickte auf dem Tisch neben Wingen — ob es bald Morgen war? Über den leuchtenden Ziffern stand ein kleiner Schein. Wingen griff nach der Uhr. Unversehens schlug die Kette laut an das Wasserglas.

Lotte fuhr auf und murmelte schlaftrunken: „Fehlt dir was?“

„Schlaf weiter.“

„Hm? Wer fehlt?“ —

„Du!“ lachte nun Wingen und legte die Uhr hin. Sie seufzte und rieb ver-drießlich mit beiden Händen ihre Augen: „Schrei doch nicht so. Das Kind wacht auf“ — sie richtete sich auf und klopfte schlaftrunken ihr Kopfkissen glatt — „was fällt dir überhaupt ein.“

Wingen lachte noch lauter: „Du — bist bei mir eingefallen!“ Er faßte Lotte an den Schultern und legte sie in seinen Arm. Ihr Kopf fiel müde hintenüber. Sie gähnte und murmelte silbenweise zwischen dem Gähnen: „Un — ver — schämtheit.“

Wingen küßte sie auf den Mund, daß sie nicht weiterreden konnte. Nur das Wort „Menschenfresser“ brachte sie noch mit Mühe hervor.

„Die sind abgeschafft“, sagte Wingen langsam. Er sagte es aber zu sich selber, ließ Lotte plötzlich los und richtete sich im Bette auf. Nun war er völlig munter.

Sie rieb noch einmal umständlich ihre Augen, wollte sein Gesicht erkennen. Nur ein Schattenbild war zu erspähen: „Was hast du denn mit einmal?“

„Die Menschenfresserei ist heute abgeschafft“, sprach er vor sich hin.

„Gute Nacht und rede kein dummes Zeug mehr.“

„Aber Seelenfresser können es bis zum Oberspielleiter bringen.“

Lotte tastete nach seiner Hand: „Was ist —“ Wingen schwieg. Lotte drückte sich an ihn: „Ich will's wissen.“

Plötzlich legte er seinen Kopf auf ihre Brust: „Lotte. Jetzt wissen es alle Theater, daß der Joel abgesetzt ist.“

Sie streichelte fein Haar: „Laß sie doch.“

„Und wenn's keiner mehr aufführt?“

„Was geht das dich an.“

Eine Weile war Wingen still. Dann hob er den Kopf: „Ich soll für den Wind schreiben?“

„Eine Frau sieht doch auch nicht nach den Leuten, wenn sie ihr Kind bekommt.“

Wingen starrte dorthin, wo in der Finsternis ihr Kopf lag. Nur einen ungewissen Schimmer ihrer Stirn, ihrer Wangen vermochte er zu ahnen. Er wollte ihr antworten, aber er wußte nicht, was er ihrem Wort entgegenstellen konnte.

Lotte dachte: Er sorgt sich . . . „Morgen fängt dein Urlaub an, und wir fahren nach Besenroda. Dort siehst du's ganz anders an.“

Ob der Holunder unter dem Fenster gewachsen ist? dachte Wingen im Einschlafen. Sie würden in der Dachstube oben wohnen, wo er damals die große Maske unter Lottes Anleitung gemacht hatte. Sachte schliefen sie ein, ohne Traumangst, und das Rauschen des Regens vor ihrem Fenster klang als das Plätschern der fried samen Ilm in ihren Schlaf hinein.

★

Im Abteil dritter Klasse fuhren Wingens mit Kind, im Abteil zweiter Klasse des gleichen Zuges zwei andere Reisende mit dem gleichen Ziel Besenroda. Der Andrang auf dem Bahnhof war groß gewesen. Und die Scheidung der Vermögensklassen auf Erden ist bekanntlich in dem Augenblick, da sich der Mensch zum Zwecke eines Ortswechsels in öffentliche Fahrzeuge begibt — sei es Eisenbahn, sei es Dampfschiff, sei es Leichenwagen — so vorsorglich deutlich, daß die dritte Güte nichts weiß von der zweiten und die zweite erst recht nichts von der dritten — von der allerersten Güte überhaupt zu schweigen. Herr und Frau Wingen ahnten nicht, daß ihre Lokomotive auch den Professor Holdermann und den Kapitän a. D. Langloff nach Besenroda zog.

Für Holdermann war die Reise aufs Schottenhaus Pflicht und höchste Zeit geworden. Der ewige Kortüm hing nun schon seit Wochen in breitem goldenem Rahmen über dem Kamin, und der leibliche Kortüm mußte sich täglich von neuem ärgern über den leeren Fleck rechts oberhalb seines Hauptes. Kortüms plötzliche Abreise hatte seinerzeit leider die letzte Vollendung des Gemäldes verhindert: die Wappenbilder fehlten immer noch. Der Auftraggeber sah und hörte nichts mehr von dem Schöpfer des Werkes und setzte sich eines Tages hin und schrieb diesen Brief: „Das Bild gibt mich wieder, wie ich leibe und lebe, verehrter Meister. Aber noch immer muß der Beschauer den rohen Leinwandfleck in der Ecke oben mit vorgehaltener Hand verdecken, sonst geht die Einbildung verloren, daß ich das selbst sein soll. Man hält alles nur für bemalte Leinwand.“ Herr Kortüm lud den Maler zu sich aufs Schottenhaus ein. Er könne die Wappenbilder hier an Ort und Stelle vielleicht noch stimmungsvoller malen, und er, Kortüm, stände jederzeit mit seiner reichen und besonderen Erfahrung in Wappensachen zur Verfügung. Zudem sei der Aufenthalt im Schottenhaus eine Erholung für den Meister, und man könne die leider so jäh unterbrochenen Gespräche über Schönheit und Kunst ans Ende führen. Zwar baue er zur Zeit, aber nur zwei Flügel nach Norden hin. Der Herr Professor jedoch bekäme ein Zimmer nach Süden und könne ungestört leben und schaffen.

Holdermann las den Brief, kramte in einer Mappe und zog jene Rötelskizze hervor, die er damals nach den beiden in Zwiſtigkeit geratenen Männern Kortüm und Langloff heimlich aufs Papier geworfen hatte. Er nickte. Kortüms Wappensorgen waren ihm gleichgültig; auch ohne die paar bunten Flecke war das Werk für ihn getan. Der gemalte Kortüm stand in seinem Goldrahmen und wartete nur noch auf die Zukunft. Aber der lebendige Kortüm erschien dem Maler noch

lange nicht erledigt. Holdermann nickte immer lebhafter. Mit Vergnügen würde er reisen. Liebevoll betrachtete er seine Rötelskizze: mit noch größerem Gewinn freilich, wenn er diesen Kapitän zur Mitfahrt überreden könnte. Die beiden nebeneinander — da steckt vielleicht ein Bild drin . . . ein Doppelporträt . . . das wäre allerdings ein Werk der seltensten Gattung.

Der Professor ließ den Brief einige Tage liegen, bis es sich machte, daß er Langloff traf. Aber nach den ersten Worten des Malers wehrte der Kapitän mit beiden Händen ab: „Den Mann auch noch besuchen?! Nein, danke.“

„Besuchen sollen Sie ihn doch nicht! Ein Zimmer bestellen! Das Schottenhaus ist eine öffentliche Gaststätte. Schöne Gegend. Ihr Mieter geht übrigens auch hin.“

„Wingen? Auf's Schottenhaus?“

„Im Dorfe nebenbei wohnen sie“, nickte Holdermann, „Wingen und Frau.“

„Die Frau auch? Hm. Ich würde mit den Herrschaften denn ja wohl ganz gern ein vernünftiges Wort reden.“

„Das dachte ich mir.“

Aber Langloff dachte bei sich im stillen wesentlich mehr, als ihm Holdermann trotz seiner Maleraugen anzusehen vermochte. Wingens wegen hätte Langloff keinen Kortüm in Kauf genommen. Der Kapitän sammelte jedoch nicht nur Münzen ohne Kurswert: er trug seit einiger Zeit in dicken Mappen Werbeschriften, Bilder, Unterlagen, Erfahrungen und Preislitten zusammen über gesund gelegene größere Gaststätten. Nicht zu seinem Vergnügen sammelte er diese Fachkenntnisse: sein Sohn, der Schiffsarzt, hatte ihm geschrieben, er habe das Fahren satt und plane die Niederlassung als Arzt auf festem Grund und Boden. Die große Stadt sei ihm als altem Seefahrer zu laut, die Landpraxis sei ihm als altem Schiffsarzt zu weitläufig, aber auf dem Lande ein städtisch behagliches Genesungsheim etwa, oder ein Sanatorium — das treffe nicht nur seinen, sondern den Geschmack aller begüterten Genesungsuchenden. Und solche Leute seien die besten Patienten: der liebe Vater möge sich doch ein wenig umtun. Langloff war wohlhabend genug, um diesen Geschmack seines Sohnes ebenfalls für einen guten Geschmack zu halten. Der Vorwand, bessere Gaststätten studienhalber zu besuchen, hatte ihm schon zu mancher angenehmen kleinen Reise verholfen und in seinen Ruhestand eine gemüthlich fortspinnende Tätigkeit gebracht. Der Alte horchte fleißig nach Grundstückspreisen und Wirtschaftlichkeit. Er beobachtete Bedienung, Beherbergung, Beköstigung, Preise, Sonderpreise, Aufschläge, Sonderaufschläge. Er prüfte den Zustand der Betten, unterschied bereits Daunen und Halbdaunen, Flurschoner und filzunterlegte Doppelläufer. Langloff bekam mit der Zeit einen Hotelblick, daß auch alte Oberkellner sich sogleich vor ihm in acht nahmen. Alle diese Erkundungen und kritischen Betrachtungen trug er in sein Taschenbuch ein und stellte von Zeit zu Zeit seinem Sohn Walter ausführliche Berichte zusammen.

„Sie überlegen lange“, mahnte Holdermann.

Wenn ein Mann wie dieser Kortüm, schloß Langloff seine Überlegungen, Gäste um sich zu sammeln und von ihnen zu existieren vermag, dann muß es einem ver-

nünftigen Menschen wie meinem Sohn erst recht gelingen: „Dieses Schottenhaus muß sehr lehrreich sein. Ich komme mit, Herr Professor.“

★

Der Bahnsteig in Bessenroda lag in tiefem Frieden, als der Zug einlief. Hier verfehlte keiner den andern. Die beiden Reisegruppen erkannten sich, und hutschwenkend schritt die zweite Klasse auf die dritte zu. Da aber Wingen beim Aufklappen des Kinderwagens seinen Sohn halten mußte, konnte er den Hauswirt Langloff nicht ganz so lebhaft begrüßen, wie Langloff, der freie Hände hatte, Lotte guten Tag wünschte. Holdermann zeigte beim Anblick des Kinderwagens eine leichte Befangenheit, die Wingen mit dem Säugling auf dem Arm sogleich mitempfund. Lotte, zwei Schirme am Arm, den Griff des Kinderwagens in der Rechten, eine kleine Handtasche und einen Korb mit Mundvorräten in der Linken, konnte die Bewillkommnung vor der Bahnsperre ihres Heimortes nicht allein bewältigen. Man wünschte sich denn recht bald allerseits ein gutes Wiedersehen. Die Familie Wingen zog ihres Wegs an der Elm hin ins Dorf, nachdem sie hinter der Sperre eine ansehnliche Verstärkung durch Lottes Verwandte erfahren hatte. Der Maler und der Hauswirt begannen mit dem Aufstieg zum Schottenhaus. Nach kurzer Zeit stolperte Langloff in den ausgefahrenen Geleisen und knurrte: „Wer den Mann da oben nicht kennt, merkt an der Straße, zu wem er kommt.“

Holdermann hielt die Hand über die Augen, um ungeblendet von der scharfen Frühjahrs-sonne die Landschaft zu sehen: „Der Mann wohnt gut“, sagte er bewundernd. „So?“ fragte der Kapitän und rieb sein schmerzendes Fußgelenk.

Herr Kortüm aber stand oben am Abhang des Hügels und betrachtete durch sein gutes Doppelglas die beiden nahenden Gäste: „Da bringt er wirklich diesen Kerl mit. Wie kann man sich in Gegenwart eines solchen Gastes über Kunst unterhalten?“

Herrn Kortüm war es wieder einmal klargemacht worden, daß er von Beruf ein Gastwirt war. In der Stadt, in der Werkstatt Holdermanns sogar, war er ein Herr gewesen. Ein Auftraggeber. Dort hatte er mit Langloff gesprochen, wie Kortüms eben mit Langloffs zu reden pflegen. Und hier, auf seinem eigenen Grund und Boden — hier mußte er hochachtungsvoll dankend eine Postkarte entgegennehmen, auf der so ein Langloff einem Kortüm in dürren Worten mitteilte, wann er einträfe, wieviel Gepäck abzuholen und welche Art von Zimmer für ihn bereitzustellen sei. Damit nicht genug: dieser Langloff hatte eine genaue Liste von Speisen beigelegt, welche man ihm nicht anbieten wolle, und ferner eine Aufstellung derjenigen festen und flüssigen Nahrungsmittel, welche ihm zuträglich seien — ja, bei einigen Rohstoffen war sogar die besondere Bereitungsart vorgeschrieben.

Herr Kortüm war sehr aufgebracht: „Natürlich! An Bord haben diese Herren Kapitäne schlechtgerechnet zwei Jahrzehnte lang gespeist, daß es zum Erbarmen ist. Mit Geflügelleberpasteten fangen sie morgens an, und mit schwerem Fisch und Wildbret hören sie abends noch nicht auf. Dann kommen noch Sandwiches,

sie rauchen furchtbare Zigarren, trinken braunen Porter aus Krügen, weißen Burgunder aus Pokalen, bekommen Magengeschwüre, sagen dann, sie seien leidend, und unsereiner kann eine ganze Provinz absuchen nach Altendamen Speisen und milden Kräutertees, wenn die Herren mit ihren Kapitänsaugen und Magengeschwüren einem acht Tage lang die Ehre geben — und womöglich muß das Personal trotzdem noch die halbe Nacht für heiße Leibpackungen sorgen: diesen Gast soll der Teufel holen . . .“ Die letzten Worte murmelte Herr Kortüm nur zwischen den Zähnen, da die beiden Ankömmlinge eben um die Ecke bogen und ihm zuwinkten.

★

„Bitte“ — Herr Kortüm öffnete Fremdenzimmer Nummer sieben — „die Sonne“: im behaglichen Gefühl des gesicherten Besitzers wies Herr Kortüm mit vorstellender Gebärde auf das voll ins Zimmer blickende Gestirn.

Holdermann warf einen Blick durchs Fenster und schüttelte den Kopf: „Der runde Berg da drüben — wie heißt er? Kolmberg? — der verrennt mir die Aussicht.“

„Zimmer mit Fernsicht habe ich auf der anderen Seite. Aber ohne Sonne, Meister.“ Er führte den Maler in ein Nordzimmer.

Der Blick ging ohne Grenzen in den Raum der Welt.

„So ist es gut.“ Holdermanns Auge folgte den sanften Erdwellen. Braun und grau wölbte sich eine hinter der anderen. Nur die Grünfelder der Wintersaaten leuchteten scharfbegrenzt aus den Erdfarben. Tief in der Ferne jagte ein Regengstrich über die Felder. Jetzt verschwand er als Dunst im verschwimmenden Horizont. Der Maler legte den Kopf zurück und nahm lächelnd in seine Augen hinein, was da vor ihm unendlich schimmerte. Unbewußt zog er eine Zigarre aus der Tasche, steckte sie in den Mund — „Ah“, sagte er und sog an dem Tabak, den er anzuzünden vergessen hatte — „der Blick ist die Sonne wert. Was liegt dort? Nein, rechts. An dem Nußbaum vorbei, ja, ganz da draußen, meine ich.“

Herr Kortüm blinzelte in die Ferne, rieb seine Bartstoppeln am Kinn und begann zu erklären: „Die Heinleite. Dahinter die Harzberge“ — Holdermann kniff die Augen zusammen und strengte den Blick an — „Sehen Sie? Nur ein Hauch. Dahinter kommen wieder Hügel. Hügelwellen nur. Auslaufende Landwellen, Felder. Dann kommt die Heide. Und dann, ganz hinten, ja: die Küste“ — Er sah nach der Uhr, dachte einen Augenblick nach, dann nickte er — „jetzt eben kommt sie.“

„Wer?“ fragte Holdermann betroffen. Er hatte sich wirklich verleiten lassen, den Kortümschen Erklärungen mit spähendem Blick zu folgen, als ob der ihm alle diese Herrlichkeit zu Füßen legen könnte: „Wer?“

„Die Flut, Meister. Die Nordseeküste liegt dorthin.“

Holdermanns Auge ließ den fernen Dunst los. Lächelnd lag sein Blick auf dem unbestimmten Hauch ganz da draußen, von dem ein ehrlicher Gastwirt nicht behaupten konnte, ob das noch Erde sei oder schon Himmel.

„Sie haben gute Augen“, sagte der Maler.

„Ich liege richtig. In der Mitte“ — Herr Kortüm klopfte jetzt tatsächlich seinem verehrten Gast auf die Schulter, und wieder lag der Glanz des Besitzgenusses in seinem Auge — „ringsum Deutschland. Ja, ja, Herr Professor: die Kunst, zu Hause zu sein. Eine große Kunst. Ich kenne ein gutes Stück Erdball und habe es erprobt — man muß nur darauf halten, daß man bei s i c h ist. Dann weiß man, was viele vor lauter Einwohnern nicht sehen: wie gewaltig dieses Land ist.“

Sie sprachen von Land und von Fernblick, schritten dabei langsam die Treppe hinab und traten in die Halle. Holdermann sagte eben: „Ja, Herr Kortüm, auf Ihre Weise angesehen, steckt viel in diesem Land.“

Da blieb Kortüm plötzlich stehen und zog die Stirn in unzählige Falten: „Viel, Meister“ — er legte die Hand auf Holdermanns Armel — „unmenschlich viel“ — er seufzte — „mehr als man denkt . . .“

Holdermann sah ihn erwartungsvoll an, und Kortüm begann zu erzählen von dem Unding, das in der Erde unter seinem Neubau gesteckt hatte: „Püsterich nennen es die Leute.“

Der Maler wurde neugierig.

„Wir können gleich durch die Küche in den Hof gehen“, sagte Herr Kortüm und öffnete eine Tür mit der Aufschrift „Privat“, welche zunächst in den sogenannten Zettelgang und aus diesem durch Anrichte und Küche in den Hof führte. In dem Halbdunkel des schlechtbeleuchteten Zettelganges war kaum etwas zu sehen. Herr Kortüm heftete hier die laufenden Speisezetteln, Rechnungen, Quittungen und sonstige Tagespapiere an die Wand. Erstaunt blieb er stehen. Vor einem Zettelbündel stand ein Mann, der in den Papieren blätterte und trotz des schlechten Lichtes offenbar sogar las. Langloff . . . Herr Kortüm sah ihn entrüstet an. Aber Langloff gähnte laut und sagte: „Gibts bald Mittagessen?“

„Wie kommen Sie hier herein?“

„So 'rum. Durch die Türe da.“

„An dieser Tür befindet sich die Aufschrift ‚Privat‘, Herr Kapitän!“

„Deshalb bin ich hier ja eingetreten. Ich suchte Sie nämlich. Sagen Sie, Herr Kortüm, Sie sitzen doch ziemlich verlassen auf dem Berg hier. Dazu spottet Ihre StraÙe jeder Beschreibung — wieviel Prozent müssen Sie wohl zurechnen für das Heranbringen der Lebensmittel?“

„Ich wohne nicht auf einem Berg, sondern in einem Gebirgssattel. Ich sitze auch keineswegs verlassen hier. Auf gängige Lebensmittel lege ich keinen Aufschlag. Nur auf Speisen für Herrschaften, die infolge reichlichen Lebens am Magen leiden. Jetzt entschuldigen Sie mich. Ich habe mit dem Herrn Professor über eine künstlerische Angelegenheit zu verhandeln. Und diese Tür hier“ — er öffnete und machte eine einladende Geste nach dem Saal hin — „führt Sie in die große Halle zurück, in der Sie zwischen zwölf und ein Uhr Ihre Sondermahlzeit einzunehmen belieben wollen — bitte.“

Herr Kortüm schloß die Tür hinter Langloff und fragte Holdermann, was er dazu sage!

Der Maler aber dachte wieder an sein Doppelporträt und sagte gedankenverloren: „Schade, daß in dem Gang so schlechtes Licht ist.“

10. Der Kortümbrunnen

Unter den Holzpantoffeln der Maurer verschwand allmählich auch der letzte Grasschopf in der Umgebung des Neubaus. Herr Kortüm konnte der Aufgabe, für seine alte Nordwiese einen neuen Namen zu erfinden, nicht mehr ausweichen. Am liebsten hätte er diesem freien Platz zwischen der Nordfront des alten Hauses und den beiden hufeisenförmig angelegten einstöckigen Flügelbauten als die Seeseite des Schottenhauses bezeichnet, weil kein Hindernis den Blick nach Norden hin begrenzte: hinter der Goldenen Aue, wenn auch etwas weit hinter ihr, lag seine Vaterstadt Hamburg, und hinter Hamburg flutete und ebhte die Nordsee. Aber Herr Kortüm fürchtete mit Recht Mißdeutungen. Monich hatte ihn kopfschüttelnd gefragt: „Seeseite soll das heißen? Du meenst wohl, weil dortn dei Teich gewesen is, den de zugeschütt hast? In dem erbärmlichen Ding hatten doch nische ma deine Enten Platz.“ Herr Kortüm entschied sich also vorsichtshalber für den schlichten Namen Schottenhof, aber er schlug unverzüglich seine braune Ledermappe auf und begann mit Erwägungen, wie dieser leere Hof in späterer Zeit zu einer Sehenswürdigkeit ausgebildet werden könnte. Die Schottenwiese im Süden des Hauses lag im vollen Strahl der Sonne. Weitere Zutaten würden hier stören. Aber der nackte Hof im Norden bedurfte der Kortümschen Hand. Freilich entsprang diesem viereckigen Stück Erde die Quelle. Aber noch immer lief das köstliche Wasser aus dem moosigen Holzrohr in einen morschen Trog und verlor sich als Rinnsal im Walde. Hier mußte ein Brunnen errichtet werden. Herr Kortüm sah im Geiste Wasserstrahlen in Regenbogenfarben spielen, er hörte das Plätschern des Überflusses an heißen Tagen und errechnete als gewandter Gastwirt bereits den erfreulichsten Andrang von Gästen, die nach Kühlung lechzten und sich eine künstlerisch dargereichte Kühlung etwas kosten lassen würden. Alle möglichen Formen von steinernen Quellfassungen dachte sich Herr Kortüm aus — runde, eckige, flache, hohe —, ja, er erwog bereits die Verufung seines Freundes Schwartenmacher, der ihm seinerzeit die silberne Windsfahne so vortrefflich aufs Dach gesetzt hatte. Vielleicht könnte das Wasser aus einem Füllhorn laufen, das die Göttin der Feuchtigkeit im Arme hielt. Aber seine Gäste sollten hier oben aufatmen vom Lärm und Staub der Städte, und er hatte schon immer der Ruhe ein Denkmal setzen wollen: müßte Schwartenmacher nicht eine Göttin der Ruhe als Quellstatue errichten? Jedoch, sagte sich Kortüm, man kann die Ruhe nicht als ein Weib darstellen. Je angestrongter er nachdachte, desto schwieriger wurde die Aufgabe. Er war in Hamburg geboren und hatte nie gehört, daß die Mündung der Elbe jemals einem Menschen, künstlerische Gedanken gemacht habe: „Jetzt wohne ich an einer Quelle und finde mich vor lauter Vorbildern nicht zurecht . . . die Leute wollen offenbar nichts von Mündungen wissen . . . sind mehr für Quellen . . . ein Glück für mich, aber schwer —“ Es war gut, daß er seine Autorität in Schönheitsfragen zur Hand hatte: „Ich werde mit dem Meister reden.“

Das hätte er sogleich tun sollen. Aber in seinem Zorn über den im Zettelgang spionierenden Langloff hatte er zunächst das kleine Schild mit der Aufschrift

„Privat“ von der Türe abgenommen und sogleich mit der Bemalung einer doppelt so großen Tafel begonnen: Zutritt streng verboten. Wie viele Gesetze, so traf auch dieses Verbot den nicht mehr, der es veranlaßt hatte: der Kapitän war bereits mit einem Bericht an seinen Sohn, den Schiffsarzt, beschäftigt, der die im Zettelgang erworbenen Kenntnisse aufs beste verwendete. So zuverlässige Unterlagen hinsichtlich der prozentualen Erhöhung von Lebens- und Wirtschaftsführung in unwegsam gelegenen Gaststätten waren nicht so bald wieder zu erlangen.

Kortüm malte eben an dem Wort „verboten“, und Langloff unterstrich in seinem Bericht die Worte „besonders nachahmenswert“, als Holdermann draußen auf dem Hof seine Zigarrentasche hervorzog und einer Schar Maurer winkte, die eben über den Schottenhof wandelte. Von Herrn Kortüm vergessen, hatte der Maler den Püsterich sehr bald allein gefunden. Vereitwillig änderten die Maurer ihre Marschrichtung, traten herzu, setzten die ihnen überreichten Zigarren in Brand, rochen an dem Dampf und erklärten sich auf Holdermanns Wunsch bereit, den Püsterich an jede von dem Herrn Professor gewünschte Stelle zu schaffen. Holdermann schritt kreuz und quer über den Hof, zählte seine Schritte, blieb endlich im Mittelpunkt des Platzes stehen und sagte: „Hierher! Aber das Ding muß hochstehen!“

„Nee, tief“, sprachen die Männer, „sonst kriegtn Albrecht nich heß.“

„Heiß?!“ fragte Holdermann erschrocken und vernahm, welchen Lebenszweck Albrecht, der geborene Nordhäuser, in dem Püsterich begriffen und erwiesen hatte. Der Maler kannte solche alten messingnen Doppelfessel in Menschengestalt und manchmal in Tierform. Neben veralteten Waagen und Mörsern stand sie in den Ecken von Sammlungen und Apotheken. Holdermann hatte sich keine Gedanken gemacht über ihren Gebrauch. Behaglich lächelnd war er um den bejahrten Dickwanst herumgegangen und hatte ihm nur einen besseren Platz als gerade den Küchenausgang gegönnt: „Ach so“, sagte er schließlich, „na, da werden wir wohl erst den Hausherrn fragen müssen.“ Er wollte Kortüm suchen, aber Kortüm suchte bereits ihn. Der Postbote hatte einen Brief abgegeben, der es Herrn Kortüm geraten scheinen ließ, sogleich mit dem Bemalen der Verbotstafel aufzuhören und sich seinen Baugeschäften zu widmen. Einen Brief konnte man das Schriftstück eigentlich nicht nennen. Es war nur ein gelbliches Papierblatt, welches eine Klebemarke zusammenhielt. Herr Kortüm kannte solche briefartigen Zettel. Zögernd öffnete er und richtig: „Sollten Sie nicht bis spätestens den 14. dieses...“

Ach, Herr Kortüm baute, und der Herr aller irdenen Gehäuse erbarme sich seiner. Diesmal konnte ihm nicht einmal sein Freund Stiehling helfen! Den Brief hatte eine Abteilung des Bauamtes abgesandt, welche die Schönheitsfragen des zeitgenössischen Bauwesens regelte. Und diese Abteilung war offenbar sehr ergrimmt über Herrn Kortüm. Sie hatte bereits einmal geschrieben, aber der Bauherr habe nicht einmal das Schreiben bestätigt, viel weniger sei er an Amtsstelle erschienen. „Dann habe ich den ersten Brief in eine falsche Mappe gelegt!“ rief Herr Kortüm. Aber das entschuldigte ihn nicht in so wichtiger Sache. Man wolle nämlich nicht dulden, eröffnete ihm das Amt, daß Herr Kortüm zwar seine nach

Osten gehenden Dachflächen mit sogenannten Mansarden versehe, die westlich geneigten Dachseiten dagegen nicht ausbaue. Dadurch leide die Symmetrie.

„Meine Gäste brauchen Morgensonne, aber keine Symmetrie! Oder glaubt das Amt, ich kann Symmetrie in Rechnung stellen?! Morgensonne dagegen erhöht den Zimmerpreis um wenigstens eine Mark. Ich schaffe wirtschaftliche Werte aus Morgensonne!“ — Herr Kortüm suchte im ganzen Haus nach dem Professor, der eine solche Schönheitsfrage zweifellos besser beurteile als ein Amt. Es eilte. Wenn er zur Zeit auf dem Bauamt sein wollte, mußte er den Nachmittagszug nehmen.

„Meister!“ rief er.

„Mitten in'n Hofe schtehtr doche“, sagte Diese.

Dieser Gastwirt, der eben noch den Professor Holdermann um Rat fragen wollte, wie ein Brunnen zu gestalten sei, damit er aus der Schönheit Gewinn ziehen könne, dieser selbe Herr Kortüm war jetzt unterwegs zu diesem selben Professor, um zu erfahren, wie er durch Zerstörung der symmetrischen Schönheit die Morgensonne zu verzinsen vermöge . . .

Er trat in den Hof, er sah Holdermann Rauchwölkchen aus seinem Munde blasen, er sah die rauchende Schar der Maurer um ihn, und inmitten dieser Männer sah er den Püsterich, der auf dem Schottenhofe saß wie eine ungeheure gelbe Kröte.

„Gut, nicht?“ rief ihm Holdermann entgegen, „nur zu tief.“ Er deutet mit der flachen Hand die richtige Höhe an: „Die Mitte des Bauches etwa in Augenhöhe.“

„In Augenhöhe!“ — Herr Kortüm schluckte ein paarmal — „Meister, wenn Sie wüßten, daß dies nur ein gewöhnlicher Kessel ist —“

Holdermann lachte: „Ich weiß! Die Maurer haben mir schon erzählt, was Ihr Brennmeister darin für einen vortrefflichen Schnaps zustande bringt.“

„Was für ein Meister?!“ — jetzt hielt Herr Kortüm nicht mehr still, er unterbrach einfach seine Autorität in Schönheitsfragen: „Mein Brennmeister, Meister?!“

„Na ja, der . . . wie heißt er?“ fragt er die Maurerschar.

„Albrecht“, sprach der Chor der Männer, „jawoll, Albrecht. Der Schuldiener. Der aus Nordhausen. Jawoll.“

„Sie können jetzt Ihre eigentliche Tätigkeit wieder aufnehmen!“ sprach Herr Kortüm zornig zu den Arbeitsmännern, wies nach dem Flügelbau, der ihm so viel Sorgen machte, und wandte sich an den Maler: „Zwischen mir und jenem Schuldiener, den Sie irrtümlich als meinen Brennmeister bezeichneten, besteht keinerlei Vertrag. Der Mann hat den Likör auf eigene Gefahr und probeweise abgezogen. Unverbindlich. Vor Zeugen.“

„Lassen Sie ihn ruhig weiterdestillieren, Herr Kortüm. Mitten auf Ihrem Hofe. Vor Zeugen und vor aller Augen. Was macht die Thüringer Rostbratwürste so beliebt? Daß sie öffentlich gebraten werden. Welche Frauen sind berühmt landauf, landab? Die öffentlich schön sind. Wenn wir auf dem Jahrmarkt malten und Verse machten auf der Straße und Sie Ihre Menüs auf dem

Hausflur kochten — wir hätten mehr Gäste als Stühle, könnten Stars werden wie Filmschauspieler —“

„Bratwürste! Verse! Frauen, Gemälde, Menüs — erlauben Sie, Meister —“

„Jawohl! Alles das! Und dieses Schnapsbrünnlein —“

„Ich besitze doch schon einen Brunnen! Einen richtigen Brunnen!“ Herr Kortüm ließ eine hohle Hand voll Wasser laufen und hielt sie dem Maler vor die Nase.

Holdermann sah seinen Wirt mit Maleraugen an wie damals in seiner Werkstatt, als Kortüm noch sein Objekt war: „Ich habe noch nie gehört, daß ein Gastwirt Wasser sagt und meint nicht ein gebranntes Wasser . . .“

Aber jetzt lächelte Herr Kortüm, spitzte den Mund, zog die Augenbrauen hoch — jetzt war er in seinem Fach, jetzt konnte er den Professor belehren: „Weil bei einem Gastwirt die Leute eintreten, wie sie belieben — sitzenbleiben, so lange es ihnen paßt — reden, was ihnen einfällt — wo käme ein Wirt hin, wenn die Leute ständen, säßen, redeten — ohne Wein, Meister? Der Wein hat die Aufgabe, die Menschen erträglich zu machen —“

Holdermann lachte: „Aber der Mensch ist nicht immer unter Leuten.“

„Unseresgleichen, Meister. Und wir brauchen die Flasche nicht.“ Holdermann sah, wie Herr Kortüm seine alten Hände unter das Brunnenrohr hielt und das kalte klare Gebirgswasser plätschern ließ. „hm“, sagte der Maler, „und wo nimmst unseresgleichen die Heiterkeit her, ab und an, wenn's schief geht?“

„Aus der Erinnerung, Meister. Es lernt sich.“

★

Herr Kortüm eilte zur Bahn hinunter, ohne mit dem Professor vorher über Symmetrie zu sprechen. Dazu reichte nun die Zeit nicht mehr. Die Worte „sollten Sie bis spätestens“ setzten Herrn Kortüm in jenen hurtigen Trab, den Amtsgern für die angemessene Gangart des ihnen anvertrauten Publikums halten. Holdermann aber stand auf dem Schottenhofe, sagte: „Wunderbar“, zog sein Zeichenbuch aus der Tasche und trug das seltsame Bild ein, das er vor sich sah: links Gerüste, rechts Gerüste, im Hintergrund die Goldene Aue, auf dem Erdboden die Püsterichkröte und darüber die Wolkenberge des Frühlingstags. Dieser Kortüm, dachte der Maler, könnte mehr zeichnen als ich: der sähe noch den alten Brocken, die Heide dahinter und die Küste und das Meer und seine Flut und Ebbe . . . träumerisch unbewußt gab er den Wolkenstreifen am Horizont Wellenformen, zeichnete Welle um Welle, heranschweifend halb seitwärts aus Nordwest. Das Bild wurde immer falscher. Über dem Land der Menschen wölbte sich das Meer —

„Sie müssen das Blatt denn ja woll umdrehn“, sagte Langloff hinter ihm, der seit einer Weile unbemerkt dem Zeichnen zusehen hatte. „Wenn Sie ein Schiff ins Wasser malen, kommt's 'raus. Dann zeigen die Masten nach unten.“

Holdermann schrak erwachend zusammen und drehte unwillkürlich sein Büchlein dabei herum. Langloff nickte sachmännisch: „Ja — nun steht aber der Brunnen auf dem Kopf.“

„Brunnen?“ sagte Holbermann und sah den Püsterich an.

„Das Ding da mit dem Rohr im Maule, mein' ich.“

„Ein Brunnen. Freilich. Und dort ist die Quelle. Ungegoresenes und ungebranntes Wasser. Man sollte es versuchen.“ Als Holbermann wieder allein war, sah er sich den Püsterich noch einmal von allen Seiten an. Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe mehr. Er suchte den Klempner im Neubau.

„Das is äne Kleenigkeet.“

„Dann woll'n wir gleich morgen früh Herrn Kortüm fragen.“

„Gefacher is es, wenn mersich erscht machen un fragen dann. Uff die Weise weess er glei, wie sich's macht. Da Bleirohr 'nein, das is keene Schtunde Arbeit.“

Den Künstler lockte der Versuch: „Wir können es ja wieder abnehmen.“

Der Klempner nickte und holte seine Lötkolben.

★

Der Mann aber, der aktenmäßig als Bauherr bezeichnet wird, wußte nichts von dieser baulichen Veränderung, wie ja bekanntlich Bauherren niemals etwas wissen von den Verbesserungen, welche Künstler, Baumeister, Unternehmer, Hoch- und Tiefbauämter über ihn verhängen. Ein wahrer Bauknecht, stand dieser Bauherr im Amt, diesmal nicht in einem Aktenamt, sondern in einem Zeichenbogenamt. Gestern war er nicht bis zu der richtigen Stelle vorgeedrungen. Heute aber war ein Sonnabend, und um ein Uhr schloß das Zeichenbogenamt. Die Uhr zeigte auf halb eins, und nichts war entschieden. Das Nichtfest stand vor der Tür, und Herr Kortüm hatte kein Dach. Baue ich, überlegte er, die Ostseiten der Dächer nicht aus, fehlen mir Fremdenzimmer: der Bau verzinst sich nicht. Baue ich die Ost- und Westseiten aus, wird der Bau zu teuer: er verzinst sich ebenfalls nicht —

„Verzeihung, meine Herren, die Sache muß jetzt ins reine kommen“, sprach er höflich, stand von seinem Stuhl an der Tür auf und trat mitten unter die Zeichentafeln, an denen Männer in weißen Kitteln emsig strichelten. Sie hatten Zeichnungen vor sich, in die sie mit leuchtend roter Farbe Verbesserungen eintrugen: sie machten Türen breiter, Dächer niedriger, Türme spitzer, Dachrinnen gefälliger — kurz, sie verschönerten die Entwürfe nach Gesetzen, welche ein paar Straßen weiter in der von Kortüm so verehrten Akademie erfunden wurden. Die Männer waren sehr beschäftigt und konnten sich nicht von ihrer Arbeit ablenken lassen.

„Ich muß die Bauzeichnungen heute noch zurückbekommen!“ sprach Herr Kortüm, diesmal in etwas Hamburger Tonfall.

Das Stricheln hörte auf.

„Muß?“ fragte der Oberzeichner.

„Ich bin nur deswegen hergefahren.“

„Dafür kann ich aber nicht“, sagte der beleidigte Oberzeichner.

Herr Kortüm war sehr glücklich, daß endlich überhaupt jemand sprach: „Sie nicht“, lenkte er ein, „gewiß nicht, aber —“

„Aber wir können auch nur vierundzwanzig Stunden am Tag arbeiten. Sonntags und nach Büroschluß ist hier überhaupt die einzige ruhige Arbeitszeit.“

„Bitte. Ich werde gern morgen am Sonntag vorsprechen.“

Der Oberzeichner sah ihn erbittert an: „Und außerdem ist Ihre Zeichnung noch gar nicht bis zu uns durch.“ Er blätterte verärgert in einem Berg von Plänen, die alle noch zu verbessern waren.

„Wo könnte ich mich nach dem Verbleib der Blätter erkundigen?“ – Kortüms Sprache hatte den Hamburger Klang verloren.

Ein wenig versöhnt, riet der Mann Herrn Kortüm, auf sehr verzwickten Wegen einen Raum aufzusuchen, in dem möglicherweise jemand etwas Genaueres wisse. Der Bauherr machte sich auf den Weg. Zwei Minuten vor eins stand er endlich nach öfterem Fragen und Fehlgehen vor diesem zweiten Zeichensaal und riß eilig die Tür auf. Aber Herr Kortüm blieb bestürzt auf der Schwelle stehen. In diesem Raum war deutlich eine gewisse Unruhe wahrzunehmen, die man nicht als Ausbruch bezeichnen konnte, aber auch nicht als beschauliche Zeichentätigkeit. Einer der Männer zog eben seinen weißen Kittel aus und rief: „Also wer kommt mit! Hin un zurück for zwee Mark fuffsch.“

„Das is nich kostspielig“, sagte jemand. Eine andre Stimme rief: „Was gibts’n?“

„Schmorbraten un Backflaumn.“

Aber jetzt brach in dem verzweifeltsten Bauherrn die Wut durch: „Zu Schmorbraten reicht man keine Backpflaumen!“ donnerte er in den Saal.

Tiefe Stille. Aller Augen suchten den Mann, der hier plötzlich gegen Backpflaumen auftrat . . .

Da schlug die Uhr eins.

Herr Kortüm reiste ohne die Zeichnungen nach Hause, weil niemand Lust hatte, wegen eines solchen Bittstellers eine Sonderleistung auf sich zu nehmen.

11. Lieber Besuch

Glücklicherweise hatte Holdermann Kortüms Worte gegen die gegorenen und gebrannten Flüssigkeiten allein vernommen. Niemand sonst war Zeuge dieser Äußerungen eines Gastwirts, und Holdermann hatte schweigen gelernt. Er war Porträtmaler. Er verstand die Kunst, den Menschen ins Herz zu sehen, und wurde dabei täglich schweigsamer. Und doch hatte er Kortüm gegenüber kein ganz reines Gewissen: da stand nun dieser wasserspeiende Brunnen im Schottenhofe, und der Besitzer hatte keine Ahnung, daß jetzt sein ehrliches Wasser durch diesen Püsterich laufen mußte. Aber der Brunnen sah so maßgerecht im Raum des Schottenhofes, daß man ihn um keinen Viertelmeter her oder hin, höher oder tiefer rücken konnte. Der Maler sollte über seine künstlerische Leistung gleich Näheres hören. Heute war ein Sonnabend, und ins Schottengelände kamen Leute, die sonst selten zu treffen waren. Vom Heidelberg herab stieg der Holzhacker Kersch. Er wollte nach Besenroda hinunter und vorher auf dem Schottenhaus einen kurzen feierabendlichen Trunk zu sich nehmen. Der Waldarbeiter Vilmes kam aus der Besenröder Glas-

bläserei herauf und trug für den Esperstädter Apotheker eine Last Flaschen über den Berg. Mämpel war aus dem Wald hinterm Sachsenstein gekommen und wartete schon eine gute Weile auf Kersch.

Sie versammelten sich um die neue Sehenswürdigkeit des Herrn Kortüm und guckten abwechselnd den zigarrenrauchenden Gast und den wasserspeienden Püsterich an.

„Der schtand doch in'n Hofe uff'n Hackefloß.“

Bilmes setzte seine Flaschenkeie ab: „Gott sei Dank, daß wenigstens äne Quelle feste sitzt. Sonst schleppte die Herr Kortüm ooch von een'n Ort an' annern.“

„Hm“, sagte Holdermann, „guten Abend.“

„Gun'n Amd“, antworteten die drei Männer, und Kersch setzte hinzu: „Das Wasser da, das wär' ooch ohne den Umschtand aus der Erde geloofen.“

„Dadrzu braucht mr keene Destillasche nicht“, ergänzte Mämpel.

Feindselig betrachtete Kersch den Wasserstrahl: „Un dadrzu hat s'ch Albrecht die viele Arbeit nich gemacht.“

„Echentlich is so was eefach Mißbrauch“, nickte Mämpel.

„Is'n da gar keener da, der so was verbiet't?“, fragte Kersch.

Aber Bilmes schüttelte den Kopf: „Um den Schnapskessel is es nich schade. Aber um das scheene Wasser.“

„Red doche nich“, rief Kersch.

„Wenn de verheirat wärscht“, knurrte Mämpel, „tätst de dir überlegen, was de redst.“

„Was hat denne Schnaps mit Heirat zu tun?“ wehrte sich Bilmes.

Aber Kersch winkte ihm nur mit der Hand ab: „Was weest'n du.“

„Als ob'd de Woche durch nich gradesoviel Arbeit hätte wie ihr alle beede, und das kann ich dr sagen, Kersch —“

Aber der Holzhacker ließ ihn nicht ausreden: „Arbeit ham mr alle. Aber wenn in i r fertch sin, dann komm'n mir heeme, un da is de Frau und da sin de Rinner und da geht's Theater erscht los. Aber wenn du fertch bist, dann biste fertch un hast gut pred'chen, alter Evangeliste du.“

Holdermann hörte dem Streit zu —: hm, er hätte doch vielleicht die Hände von dem Püsterich da lassen sollen . . .

Liese kam mit dem Eimer, setzte ihn unter den Wasserstrahl und lachte: „So läuf'ts besser als erscht.“ Sie nahm den vollen Eimer weg. Das Wasser schäumte in das aufgespülte Erdloch und bespritzte ihre weißen Strümpfe: „Pui!“

„Häh, siehste?“

„Hier kommt noch ein Becken her“, sagte Holdermann und rißte mit der Schuhsohle die ungefähre Größe in den Boden.

Kersch sah ihm mißtrauisch zu: „Ach so“, sagte er, „Sie ham wohl den Kessel uff die Quelle gesetzt?“

„Ja? Nun, ich habe probiert, wie sich das ausnimmt.“

Kersch schnüffelte: „Ham Sie denne 'n Püsterich selber ämal probiert?“

„Den Püsterich? Probiert?“

„Na ja, so heest doch Albrecht sei Schnaps.“

Holdermann schüttelte den Kopf.

„Nee? Das hab'ch mir gedacht. Sonst hätten Se da ooch kee Wasser durchloopen lassen.“

Er schwieg und trat beiseite. Ein neuer Mann trat heran. Auch Kersch und Liese machten jetzt Platz. Vilmes kraute sich im Bart und zog vor Erwartung ein greuliches Gesicht.

„Manu!“ sagte der Ankömmling, starrte verdutzt den Püsterich an, rückte die Mütze ins Genick und blickte dann den Umstehenden der Reihe nach fragend ins Gesicht.

„Na, Albrecht“, begann Kersch mit umständlicher Gemütlichkeit, „nu sag ämal, was mennst'n du hierdru.“

„Was ich meene“, fing er an — da lachte Vilmes. Albrecht trat auf ihn zu: „Du weest noch lange nich, was'ch meene. Aber ich weest, was du meenst, un du bist ä Ochse, Vilmes. Un nu will ich dir ooch sagen, was ich meene. Wenn Herr Kortüm durch min'n Kessel Wasser loopen läst, dann kann er'sch je machen. Aber durch mei Rezept kann 'r kee Wasser loopen lassen. Un was dr Apotheker is, dr Mickewitz, in Esperst ungene, der wart't bloß uff mei Rezept.“

„Seht'r!“ rief Kersch und schnüffelte aufgeregt.

Mämpel nickte: „Da habt'r'sch.“

„Nu macht äm der Apotheker 'n Püsterich“, sagte Albrecht trozig.



Drin im Saal saß unter dem gemalten Kortüm der Freund des Lebendigen Kortüm: da saß Monich, und Monich saß fest. Ihn kümmerte nicht die Verwandlung des Püsterich unter den schönheitskundigen Händen Holdermanns. Die beginnende Auflehnung der Bevölkerung scherte ihn nicht, und von seines Freundes Kortüm Meinungen über die Herkunft der wahren Heiterkeit ahnte er offenbar gar nichts, denn er trank Glas um Glas und befand sich wohl dabei in seiner guten dicken Haut. Seit dem Nachmittag wartete er auf Kortüm. Von Stunde zu Stunde blickte er in den Fahrplan und sprach: „Mit d e m Zug is'r ooch nich gekomm'n, denn kommt'r vrleicht mit'n nächsten — Liese!“

Das brave Mädchen brachte ein neues Glas. Monich leckte die Oberlippe nach links, dann nach rechts, atmete ein, setzte an und trank. Dann setzte er ächzend das Gefäß auf den Tisch und wartete weiter. Es war Pflicht für ihn, hier zu warten, denn seine Botschaft war von Gewicht und eilig. Aber schließlich brachte dieses freundschaftliche Durchhalten eine gewisse Müdigkeit mit sich. Monich sah nicht mehr so genau die einfahrenden Züge nach und fuhr aus einem sanften Schlummer, als Kortüm endlich geräuschvoll den Saal betrat.

„Da biste“, sagte Monich und gähnte.

„Jawohl!“ antwortete Kortüm grimmig. Er hatte allen Grund zum Verdruss. Seine Geschäftsreise ins Zeichenbogenamt war vergeblich gewesen. „Es ist heute ein elender Tag, Monich! Im Amt bekomme ich nichts, trete in mein Haus, und da gibt mir Liese das!“ Monich las eine Depesche, in der Konstanz Schröter mitteilte, daß sie vielleicht erst morgen kommen könnte. Es sei aber nicht gewiß.

„Kortüm, was willst'n bloß! Wo de dei Dach nich fertich kriegst, sei doch froh, daß se nu ä bißchen späater kommt.“

„Deswegen hätte ich doch das Nichtfest feiern können.“

„Reg dich nich uff, Kortüm — die eene is nich gekomm'n, aber davor kommt äne annere.“

Monich begann eine verdächtige Geschichte zu erzählen. Zunächst ging sie ganz natürlich los, und Kortüm hörte wie gewöhnlich schlecht zu. Monich hatte heute mittag Klöße gegessen. Thüringer Klöße mit Schöpfenkeule und viel Soße. Diese Klöße lagen ihm schwer im Magen. Monich bedurfte an solchen Tagen einer ungestörten Mittagsruhe und war höchst mißgelaunt, wenn es in seinem Weinwandladen klingelte.

Es hatte jedoch geklingelt. Und zwar ungewöhnlich lärmend. Monich, der doch außer seinem Laden den Posten als Hauptmann der Freiwilligen Feuerwehr bekleidete, fuhr aus seiner Stube heraus, um den unverschämten Besenröder im Hauptmannston zu fragen, was er wünsche — da sah er gänzlich fremde Herrschaften vor sich. Eine Dame in den besten Jahren und einen Herrn. Er: mager, still, ein wenig gebückt und mehr im Hintergrund stehend. Sie: nicht mager, sehr erfreulich anzusehen und in jeder Hinsicht im Vordergrund befindlich. Dieses Ehepaar nun hatte Kortüms Freund bedenklich gestimmt: „Nicht wegen den verdammigten Klößen, nee. Aber weeste, ich merke nämlich glei, wenn eener kommt un kooft was un will eechentlich gar nischt kooften. Ich meene, Kortüm, wenn'r kommt und will bloß so ä bißchen hörden.“

Herr Kortüm war aufmerksamer geworden: „Hm. Solche Gäste gibt es.“

„Kunden, Kortüm. Bei dir heeßen se Gäste. Bei mir heeßen se Kunden. Also er — na ja, da is nich viel drzu zu sagen. Er sah aus wie eener, der geheirat't worden is. Er sagte ooch nich viel. Aber sie! Verflucht noch ämal!“ — Monich trank — „also sie — allabonheur! 'n Frauenzimmer — Schockschwerenot, Kortüm! Du paß uff. Was soll'ch d'r sagen: die sagt zu mir, se will for ä Groschen Rosaband kooften. Hähä. Na weeste, nach Rosaband sah se schon aus. Aber nich bloß for ä Groschen. Nee nee, da will ich nischt gegen se gesagt ham. Alles da —“

„Erzähle rascher, Monich.“

„Schneller kann'ch nich reden, Kortüm. Also paß uff: ich denke so bei mir im schtilln: Du un for ä Groschen Rosaband? Jawoll! Desdrwegen kommste nich. Du willst was anneres. Da genügt bei mir ee eenzcher Blick. Un, paß uff, da kam's ooch —“

Herr Kortüm sah ihn gespannt an. Monich ergriff das Glas, trank aus und rief: „Liese!“

„Liese!“ donnerte Herr Kortüm, „etwas rascher bitte!“

„Ob, fragt se mich, ob'ch än gewissen Herrn Kortüm kenne, fragt se mich.“

„Hm. War sie — ich meine, ob sie — ansehnlich war, Monich.“

Monich schob die Lippen vor, machte die Augen groß, hob den Zeigefinger — er deutete auf alle Weise die sehr ansehnliche Erscheinung der Dame an: „Haare: schwarz —“

„Schwarz . . .“, wiederholte Herr Kortüm nachdenklich.

„Dogen: doch schwarz —“

Kortüm sah ihn an: „Auch schwarz . . .“

Monich bezeichnete nun mit den Händen kurz die wichtigsten Körperformen. Kortüm unterbrach leicht beunruhigt seine Darstellungen: „War sie auch ganz bestimmt mit jenem stillen Herrn im Hintergrunde verheiratet? Wie? Doch sicher, Monich. Das steht fest, nicht wahr?“

„Na weesste, wenn de mich so fragst — genau wees’ch das natürlich nich —“

„Etwa nicht verheiratet? Und sie fragte nach mir? Sie kam wegen mir aus der Stadt?“

„Wegen dir, Kortüm?“

„Ist sie wieder abgereist?“

„Nee doch, ä’m nich, warte doch —“

„Monich!“ — Herr Kortüm erhob sich — „Hatte sie vielleicht einen etwas russisch klingenden Namen?“

„Kunden nenn’n doch ihrn Namen nich in ä Laden. Un nu ooch noch ruß’sch — das wees’ch nich.“

Herr Kortüm wandte sich plötzlich an Liese: „Ist Professor Holdermann im Hause?“

„Der schtand ’n ganzen Nachmittag mit’n Klempner in’n Hofe und dann schtand’r mit —“

„Also nu laß ämal dein’n Professor. Du wärscht die Dame ooch ohne den kennenlernen’n. Se will dich nämlich besuchen.“

„Hierher will sie kommen?!“

„Uffs Schottenhaus. Un se wär’n alle beede Verwandte von dir, sagen se.“

„Wer — wandt?“ — Kortüm atmete ganz tief auf — „verwandt? Nein. Verwandt ist sie nicht mit mir.“

Monich sah ihn erstaunt an: „Wer is nich!“

Kortüm antwortete nicht gleich. Er trank einen guten Zug. Dann setzte er das Glas langsam ab und blickte lächelnd in die Flüssigkeit . . . „Kitty“, sagte er kopfnickend vor sich hin.

„Von wem redst du denn eechentlich?“

„Von einer Verwechslung, Monich . . .“

„Das scheint mir ooch so.“

Monich war verwundert, aber Herr Kortüm ging um den Tisch, er klopfte Monich auf die Schulter, er schritt zum Kamin, er sah zu seinem Bildnis auf. Kortüm begann im Saal herumzuwandeln und sagte behaglich: „Haha, Monich.“

„Du scheinst je plötzlich recht beruhigt zu sin.“

„Böllig.“

„Na proßt, Kortüm. Ich wees je nich, was du in Verwandtschaftsangelegenheiten for Erfahrungen hast. Was mich betrifft, ich habe immer gesungn: wenn sich mit eemal Verwandtschaft meld’t, die mir gar nich kennt, un die gar keene richtige Verwandtschaft is, bloß so hingenerum angeheirat’te, un wenn die dann ooch noch in der Nachbarschaft ’rumgeht un was ’rauskriedn will —“

„’rauskriegeln?“

„Je — die Dame hat gefragt, ob du noch manichmal an Geestemünde denken tätsk. Der Sohn von dein'n Vetter in Geestemünde — 'n Namen hab'ch vergessen — der wäre der angeheirate Onkel von ihr'n Mann.“

Herr Kortüm antwortete gelassen: „Das ist alles Unsinn, Monich. Meines Wissens habe ich keine lebende Verwandtschaft.“

„D e i n e s Wissens. Na ja. Das is aber manichmal sehr merkwürd'g. Da kann ganz unerwart't einer ufftauchen un sagt, s e i n e s Wissens —“

„Geschwäg, Monich.“

„Kortüm, so eesach is das nich. Beim Heiraten kommt manches durchenanner, un wo de denkst, 's is nisch, da schteht mit eenmal ä angeheirat'ter Großonkel vor dir.“

„Ich kenne meinen Stamm.“

„So was Ähnliches haste schon ämal gesagt, Kortüm. Weeste noch? In der Gruft ungene? Un verflucht noch ämal, am Amd war'sch, als ob de mit ganz Kranichstedt verwandt wärscht — weeste noch, wie's brannte un wie se geloofen kamen?“

„Schweige, Monich. Dort hat es sich um meine verewigte Verwandtschaft gehandelt —“ Herr Kortüm hörte auf zu wandern und sah wieder zu seinem Bildnis auf.

„Aber hier, hat die Dame mit dem Rosaband gesagt — äne forsche Dame, Kortüm, alles was sin kann — hier handelt sich's um lebendge Verwandtschaft — verdammt lebendg“, murmelte Monich und trank nachdenklich. Kortüm sah ihn fragend an. Monich fuhr fort: „Se hat nämlich ooch noch gefragt, ob das wahr wäre, daß du hier o'm Wälder hättst un größere Liegenschaften —“

„Das fragt mancher“, sprach Kortüm mit hochgezogenen Augenbrauen. Er stand sehr aufgerichtet vor dem Kamin.

„Ja, un ob du nich ooch äne gutgehende Lustkuranstalt betriebsst, wollte se wissen. Un du bauest doch jekt — merkste was? Siehste, Kortüm, wenn Verwandtschaft, von der mir nisch weest, un die eechentlich gar keene is, wenn die so viel von een selber weest un dann ooch noch persönlich kommt — du, Kortüm . . .“

Monich machte ein bedenkliches Gesicht.

Aber leichtfertig zuckte Herr Kortüm mit den Schultern: „Eine Verwechslung. Es gibt solche Verwechslungen. Ich habe da etwas Erfahrung. Lebende Verwandtschaft hätte sich mir längst bemerklich gemacht.“

„Etwa als dir'sch schlecht ging?“ rief Monich. „Nee, Kortüm, wenn's een dreckg geht, macht sich lebendge Verwandtschaft meistens n i c h bemerklich. Aber wenn's een gut geht — na proßt, Kortüm.“

Sie tranken. Holtermann trat ein und sah sie trinken.

Er setzte sich an ihren Tisch und dachte bei sich: Herr Kortüm trinkt — sieh da . . . es muß ihm also an der wahren Heiterkeit gebrechen . . .

(Fortsetzung folgt)

Randbemerkungen

Hat man schon einmal zu ergründen versucht, weshalb die Kunst, schöne Türme zu bauen, im Verlaufe des 19. Jahrhunderts verlorenging? Wer Berlin vom Kreuzberg überblickt, ist Zeuge einer kaum zu unterbietenden Phantasielosigkeit. Zumal die Kirchen und Rathäuser von Polytechnikern älterer Hannoveraner Obervanz, deren Glanzziegelbauten so aussahen, als seien sie aus aufeinandergestapelten Vinoleumrollen errichtet, sind von stumpfsinniger Banalität. Der Leser möge die Probe aufs Exempel machen. Er versuche, ohne lange nachzudenken, sich markante Berliner Turmbauten der neueren Zeit zu vergegenwärtigen. Vor dem geistigen Auge tauchen allenfalls Ludwig Hoffmanns Turm des Stadthauses, der sich bewußt an Gontards Kuppeltürme anlehnt, Eugen Schmohls die südlichen Vororte beherrschender Druckereiturm am Teltowkanal, und aus älterer Zeit selbstverständlich der des Rathauses von Waesemann auf. Die Schönheit des Rathausesturmes überwältigt nicht. Aber der nüchterne Bau ist in seinem Backsteinmaterial ehrlich und in der Gefinnung sauber. Nüchtern, ehrlich, sauber: sehr berlinische Eigenschaften. Somit ist er mit Jng ein Symbol, das neben dem Brandenburger Tor sich als Wahrzeichen der Stadt mit Anstand behauptet. Vielleicht — nein, sicher und gewiß verkümmerte die Kunst, schöne Türme zu errichten, da solche Bauten in unsern Tagen zweck- und sinnlose Attrappen geworden sind. Sie überragen nicht mehr als ein zum Himmel emporweisendes frommes Symbol ihre Umgebung. Hochhäuser, Industriewerke, Fabrikschornsteine, Antennenmasten ducken sie. Der Klang ihrer Glocken verhallt im Lärm der Stadt. Kein Wächter lügt von ihnen in die Lande, um Feuersbrünste und heranrückende Heerhaufen durch das Horn zu verkünden. Uhrtürme sind es und nichts weiter. Für solch praktischen Zweck eine Gestalt zu erfinden, die sich an Ausdrucksgewalt mit alten Kathedraltürmen vergleichen ließe, scheint unmöglich zu sein. Die Architekten haben das eingesehen. Nachdem man seit Jahren bei monumen-

talent Bauten auf Kuppel und raumverschlingendes Treppenhaus verzichtet, läßt man jetzt auch den Turm dort weg, wo ihn ältere Baumeister als repräsentative Zutat nicht missen mochten. Es ist neueren Architekten hoch anzurechnen, daß sie für ihre Kirchtürme ältere Bauwerke weder kopieren noch variieren, sondern versuchen, unter Ausnutzung technischer Konstruktionsmöglichkeiten eine zeitgemäße Lösung zu finden. Es sind allerlei gewagte, nicht überzeugende Experimente hervorgegangen. Denkt man sich aber auch von einem gelungenen und eigenartigen Kirchturme das Kreuz fort, dann könnte er ebensogut einem modernen Bahnhofs angehören. Daß ein Turmbau so eindrucksvoll, so einprägsam, so eigenartig gerät, um nach dem Nichtfest zum Wahrzeichen der Stadt emporzuwachsen, solche Glücksfälle zählen heutzutage zu den Ausnahmen. Der Darmstädter „Hochzeitsurm“ ist solch ein Treffer, obwohl der geniale Olbrich von einer unarchitektonischen, rein literarischen Idee ausging. Auch der phantasievolle Turm des Rathauses in Stockholm ist aus dem Stadtbilde schon nicht mehr wegzudenken. Soweit man nach Abbildungen urteilen darf, prägt sich der kühne und eindringliche Umriss des als Marinerehemmal errichteten Turmes bei Laube in solchem Maße ein, daß man ihn, einmal gesehen, weder verwechselt noch vergißt.

Keine Zweckbauten-Aussichtstürme angenommen, die inmitten schöner Landschaft meistens ein schweres Argernis bedeuten — sind besser. Häßliche Leuchttürme gibt es wohl überhaupt nicht, da bei ihrer sachdienlichen Konstruktion ornamentale Zutaten ausschließen.

Einige der berühmtesten alten Türme sind kein Ausbund an Schönheit. Aber sie haben Charakter. In Deutschland gibt es viele feierliche und gewaltige Türme, mit deren klingender Harmonie jene der Münchener Frauenkirche nicht annähernd den Vergleich aushalten. Trotzdem sind diese unser populärstes Türmeepar, ohne das München nicht „München“ wäre. Ein anderes Beispiel. Die drei alten Hauptkirchen in Riga haben

Türme ohne bemerkenswerte künstlerische Form. Aber wie die nicht konstruierten, sondern gewachsenen Bauwerke gegeneinander abgewogen sind, wie sie die nichtsagenden Häuserzeilen am mächtigen Dünenstrom überragen und beherrschen, das ergibt eine Stadtlandschaft, deren Anblick immer wieder überwältigt. Über die aus spielerischer, schier unerschöpflicher baukünstlerischer Phantasie entsprungenen Türme holländischer Städte oder gar über jene Kopenhagens mehr als ein Wort zu verlieren, wäre banal.

Muß die Erörterung des Themas „schöne Türme“ ein Nachruf sein? Wir können das nicht glauben. Es werden Baukünstler kommen, die Türme errichten, Wahrzeichen unserer Zeit, so kühn, kraftvoll und filigrant zugleich, so einprägsam, so gegliedert und schön, daß sich unser Nekrolog als verfrüht erweist.

*

Wieder einmal hat die Wirklichkeit jegliche dichterische Phantasie weit überflügelt. Wann immer ein „Hans im Glück“ geschildert wurde, so heiratete er eine verwunschene Prinzessin. Er beerbte den sagenhaften Onkel in Amerika, gewann das große Los, wurde zum Minister des Königs erhoben oder ein Sack voll Steine verwandelte sich in lauterer Gold. Wann aber hat jemals ein Märchenerzähler den Einfall gehabt, daß Oberprimanern ihr schriftliches Abitur, Unterprimanern außerdem ein Schuljahr geschenkt wird? Dieser unvorstellbare Glücksfall übertrifft alle bunt-schimmernden Sagen aus „Tausendundeine Nacht“. Ihn konnte nur das Leben ersinnen. Als die Nachricht in der Zeitung stand: an diesem Abend lasen wir nicht weiter. Man träumte sich um drei Jahrzehnte zurück: im Nu lastete das schriftliche Abitur, das schwerste Examen, das es überhaupt gibt, wie ein Alpdruck auf einem. Es wird Pädagogen geben, die der schriftlichen Abschlußprüfung nachtrauern. Alle guten Gründe, die anzuführen sind, kann ich

unvorbereitet im Schlafe auswendig hersagen. Das schriftliche Abgangsexamen, zum mindesten so, wie es damals als eine Art Strafvollzug verübt wurde, war dennoch grober Unfug. Der Fall ist seit dreißig Jahren verjährt. Man kann also beichten. Als ich ins schriftliche Mathematikexamen ging, bedeckten meinen Leib so viele Löschblätter, auf denen sich alle möglichen Lösungen befanden, steckten in Taschen, Stiefelschäften, unterm Kragen, standen auf Manschetten so viele Formeln, daß ich schließlich am eigenen Körper nicht mehr Bescheid wußte und eigens ein Blatt mit Inhaltsverzeichnis zur Orientierung bei mir trug. „Rechte Soße.“ „Unterm Kragen.“ „Viertes Löschblatt von oben unter der Weste.“ „Linker Stiefel.“ Die meisten von uns haben spätere Examina ohne Beihilfe nicht schlecht, zum Teil mit Auszeichnung bestanden. Es lag nicht nur an der Methode, es lag auch an den Lehrern. Die Herren Professoren waren brave Menschen, pfiffige Mathematiker, kenntnisreiche Historiker, aber leider, leider keine geschickten Pädagogen. An Lehrtalent war ihnen jeder Dorfschulmeister überlegen. Darf man dem einzigen Lehrer, dem man auf der Schule nicht nur Wissen, sondern Bildung verdankt, dem für Lessing begeisterten Religions- und Deutschlehrer ein ehrerbietiges und freundliches Gedenken weihen? Bei den schriftlichen Examenarbeiten in Mathematik führte dieser Professor Viktor Müller in Altenburg während der dritten Stunde die Aufsicht. Mit tiefer Besorgnis nahm er wahr, daß der Schüler Sparbrod noch jungfräulich reine Bogen vor sich hatte, während der Nebenmann Kipping Seite um Seite mit Ziffern bedeckte. Angstvoll erscholl sein Ruf: „Mein lieber Sparbrod, Sie hamn wohl nisch?“ – „Nee, Herr Professor.“ – „Hat denn Kipping nisch?“ Worauf Kipping, hilfsreich und gut, Sparbrod seine gefüllten Bogen zuschob. Solchem schriftlichen Abitur weinen verschiedene Leute Tränen nach. Mögen sie greinen.

Eduard Plietzsch.

Literarische Rundschau

Mineralische Bodenschätze — Machtfaktoren

Ein nachdenkliches — will sagen zum Nachdenken zwingendes — Buch ist das Werk „Die Mineralischen Bodenschätze als weltpolitische und militärische Machtfaktoren“ von Dr. Ferdinand Friedensburg (Stuttgart 1936, Ferdinand Enke. Mit 7 Abbildungen.) und dazu ein zeitgerechtes Buch. — Am 18. Oktober verkündete der Führer den zweiten Vierjahresplan, nach dem in vier Jahren Deutschland von allen jenen Rohstoffen wirtschaftlich unabhängig sein soll, die irgendwie durch deutsche Fähigkeit und Arbeit, Physik und Chemie, Bergbau und Maschinenindustrie beschafft werden können. Wie gewaltig der Führer selbst diese Aufgabe einschätzt, kennzeichnet die Tatsache, daß er ihre Durchführung der Energie des Ministerpräsidenten Generaloberst Göring übertrug. Daß das deutsche Volk mit allen Kräften an seiner Erfüllung mitarbeiten will, ist selbstverständlich. Dazu ist aber notwendig, daß alle, nicht nur einige Führer, klar erkennen, was die ihm gestellte Aufgabe bedeutet. Nur die wenigsten Deutschen haben sich je ein Bild davon gemacht, wie tiefmütterlich das Schicksal unser deutsches Land mit Rohstoffen, und zwar auf allen Gebieten, bedacht hat, wie gering die Zahl der vorhandenen Rohstoffe und wie gering ihre Masse ist, die es aus eigenem Boden herzugeben vermag. Für ein beschränktes Gebiet, allerdings eins der wichtigsten, bringt das Buch von Dr. Friedensburg eine zum Nachdenken zwingende Klärung: auf dem Gebiet der mineralischen Bodenschätze Deutschlands, die er als stärkste Machtfaktoren in einen Vergleich zu denen der anderen Länder stellt. Das Buch — eine Arbeit umfassenden Fleißes und aufgebaut auf einer ungemein großen Reihe deutscher und fremdsprachlicher Veröffentlichungen — ist vor der Verkündung des Vierjahresplans erschienen und hat naturgemäß andere Ziele verfolgt, die sich eben aus dem Vergleich mit den anderen Ländern als Schlussfolgerungen ergeben.

Der Weltkrieg hat die entscheidende Wirkung des Fehlens oder nicht ausreichenden Vorhandenseins mineralischer Bodenschätze gerade an Deutschland erwiesen, die Mitschuld am Verlust des Kriegens trugen. Die gleiche, ja eine noch schwerere Abhängigkeit lastet heute auf uns. Dr. Friedensburg weist nach, wie verhängnisvoll die außerordentlich unterschiedliche Verteilung der lebensnotwendigen und auch der lebenswichtigen mineralischen Bodenschätze sich auswirkt, wie sie zu einer Überspannung machts- und wirtschaftspolitischer Eigeninteressen, zum Rohstoffimperialismus und zur krassen Selbstversorgungspolitik, und weiterhin zu einem System zwangsweiser Wirtschaftsbeziehungen geführt hat. Die streng nationalistische Bewirtschaftung der ungleichmäßig verteilten, vielfach knappen Bodenschätze der reichen und das entsprechend verschärfte Ausgleichsbedürfnis der gering bedachten Staaten müsse die allgemeine Unruhe, Sorge und Konfliktstimmung weiter steigern. Aber auch ein aus diesen Ursachen etwa entstehender Krieg könne die Schwierigkeiten nicht beseitigen. Bei klarer Erkenntnis müsse, so meint Dr. Friedensburg, der Lebenszwang der auf engem Raum siedelnden Millionenvölker zu einer starken gegenseitigen Verflechtung im Geben und Nehmen der überschüssigen und fehlenden Bodenschätze und zu einem weitgehenden Ausgleich zwischen dem Willen zur nationalwirtschaftlichen Unabhängigkeit und dem Erfordernis weltwirtschaftlicher Gemeinschaftsarbeit den Anstoß geben. Aber er erkennt, daß die dazu notwendige Einsicht, daß die Bereitwilligkeit zu einer ehrlichen internationalen Regelung der Bewirtschaftung der mineralischen Bodenschätze noch nicht vorhanden ist, daß „noch auf absehbare Zeit“ die umgekehrte Tendenz herrschend sein wird. Diese Tatsache — und zwar für alle Rohstoffe — führte zu der Notwendigkeit, für Deutschland eine andere Lösung im Vierjahresplan des Führers zu suchen, zu der das Buch von Dr. Friedensburg einen besonders interessanten Beitrag darstellt.

M. Schwarte.

Von Völkern und Ländern

Das in Deutschland so lebhaft gepflegte Interesse an anderen Völkern und fernen Ländern, neben dem die Vertiefung der Kenntnis des eigenen Volkes, seiner Art und seines Landes weitergeht, hat wiederum eine Anzahl sehr erfreulicher Neuerscheinungen hervorgebracht. Wir nennen aus der Reihe „Völker und Staaten“ des Rudolf Schneider-Verlages, Reichenau, Sa., die Bände „Ungarn“ von Franz Kiedl, in dem Niebl als ein wirklicher Kenner Ungarns das Volk, das Land, Ideen und Politik Ungarns dem deutschen Leser nahebringt, ausgehend von dem richtigen Standpunkt, daß das heutige Ungarn und sein politisches Streben nur dann zu verstehen sind, wenn auch die Geschichte seines Werdens und seiner Entwicklung deutlich wird. — Hermann Lufft stellt „Das englische Empire in Verteidigung und Angriff“ dar und zu gleicher Zeit die „Vereinigten Staaten von Amerika“. Beide Bände beweisen wiederum Luffs Fähigkeit, die Wirklichkeiten — die politischen wie die kulturellen — fremder Länder zu sehen und festzuhalten, so daß aus diesen erakten Grundlagen die Möglichkeit zu zutreffender Beurteilung des heutigen Landes gegeben wird.

Ohne schweres Rüstzeug packt Hans J. Riberlen die Frage Amerika an. „Fahrt ins neue Amerika“ (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 140 Seiten. RM 3,50). Riberlen kennt Amerika aus achtjährigem Aufenthalt im Norden, im Süden, im Osten und Westen. So wird dieses Buch, da Riberlen hinter die Fassade zu sehen sich bemühte, zu einem Maßstab auf Grund der wirklichen Größenverhältnisse und der sozialen Ideen, die miteinander kämpfen und ringen, und zu einem wesentlichen Beitrag zur amerikanischen Wirklichkeit von heute.

Albert von Hofmann hat zu der gekürzten Ausgabe seines großen Buches „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte“ nun den unentbehrlichen und bisher vermißten Beitrag „Das bayerische Land und seine Geschichte“ gegeben, der dieselben Vorzüge aufweist wie die großen Schriften Hofmanns (Stuttgart, Deutsche Verlags-

anstalt. 131 Seiten. Mit vielen Textkarten. RM 2,40). In der Kurzausgabe seines dreibändigen Deutschlandbuches fehlte Bayern. v. Hofmann hat dieses Buch nun in erster Linie für den Gebrauch der bayerischen Lehrerschaft geschrieben.

In der neuen Reihe der Veröffentlichungen des Deutschen Auslandsinstitutes ist als Band 4 erschienen „Deutsche in Bolivien“ (Stuttgart, Strecker & Schröder. 75 Bilder und eine Karte), in dem der Direktor der deutschen Schule in La Paz, Dr. Fritz Kübler, aus seinen eindringenden Kenntnissen heraus einen Überblick über das Leben und die Leistung unserer Deutschen drüben mit genauer Untersuchung der Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Bolivien gibt.

Johannes Stoye hat jetzt seine geopolitische Arbeit, auf die wir hier verschiedentlich hinwiesen, auf Japan ausgedehnt: „Japan, Gefahr oder Vorbild?“ (Leipzig, Quelle & Meyer, 338 Seiten. RM 7,—). Das Buch ist deshalb eine wertvolle Erweiterung der nicht geringen deutschen Japanliteratur, weil Stoye aus den naturgegebenen Tatsachen die Entwicklungsgesetze der japanischen Nation und des japanischen Reiches aufzeigt.

Mit uns hatten sich unsere Leser über Peter Flemings erstes Buch „Mein Brasilianisches Abenteuer“ gefreut; jetzt folgt von diesem unverzagten jungen Engländer, der mit einem Wagemut ohnegleichen seine Reisen zu unternehmen pflegt und im Vertrauen auf seine guten Augen gründliche Vorbereitungen entbehren zu können meint, die Schilderung einer Reise nach China „Mit mir allein“ (Berlin, Ernst Rowohlt. 324 Seiten. RM 7,50). Er hat China und die Mandschurei durchstreift und die kriegerischen Wirbel aus nächster Nähe gesehen, in denen sich offen oder geheim Japan, China und Rußland messen. Wie Fleming zu sehen und zu erzählen versteht, wissen wir aus seinen ersten Proben. Jetzt setzt er diesem „oberflächlichen Bericht über eine anspruchslose Reise“ folgende reizende Warnung an den Leser voraus: „Die Geschichte der chinesischen Kultur ist viertausend Jahre alt. Die Bevölkerung wird auf 450 Millionen geschätzt. China ist größer als Europa. Der Verfasser dieses Buches

ist sechszwanzig Jahre alt. Er hat alles in allem sieben Monate in China verbracht. Er spricht nicht chinesisch." Wir glauben, daß gerade diese Worte die beste Empfehlung des außerordentlich unterhaltsamen Buches sind.

Emmy Bernagik ist nach Afrika gefahren und berichtet in ihrem Buche „Afrikafahrt“ von ihren Erlebnissen bei den Negern Westafrikas (Wien, L. Seidl & Sohn. 101 Abbildungen nach den glänzenden Aufnahmen ihres Mannes H. A. Bernagik und mit einer Karte. NM 5,50). Die Reise fand 1930 bis 1931 statt nach Portugiesisch-Guinea, sie diente wissenschaftlichen Zwecken und anthropologischen Untersuchungen, über die der dritte Reisegefährte Prof. Struß vom Völkerkunde-Museum in Dresden ebenso berichtet hat wie Dr. H. A. Bernagik. So konnte Emmy Bernagik von dem schweren wissenschaftlichen Gepäck absehen und in fesselnder Weise ihre persönlichen Eindrücke festhalten.

Von einem der besten Afrikabücher, Margarethe von Eckenbrechers Buch „Was Afrika mir gab und nahm“, das seinerzeit unendlich viel zum Lebendigwerden des kolonialen Gedankens in Deutschland beigetragen hat, liegt jetzt eine neue Auflage vor, die 7., die die Erlebnisse dieser prachtvollen deutschen Frau bis in die Gegenwart fortführt (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 326 Seiten mit 25 Abbildungen. NM 6,80). Seit zwanzig Jahren war dieses Buch nicht mehr im Handel zu haben, jetzt hat Margarethe v. Eckenbrecher die erste Fassung überarbeitet und um ihre Erlebnisse im Weltkrieg und in der südwestafrikanischen Kolonie unter fremder Herrschaft erweitert. Ihre Haltung zu dem eigenen Erleben und zu der neuen Entwicklung ist vorbildlich, und das ganze deutsche Volk hat Anlaß, dieser tapferen Frau für ihre Worte und ihre Mahnungen dankbar zu sein.

Zweifellos eine der fesselndsten und eigenartigsten Erscheinungen unter den vielen Weltenbummlern ist der Norweger Ole Hansen, der einst nach Neuseeland fuhr, dort lange Jahre lebte, dann drüben in Boston arbeitete, im Weltkrieg 1915 bei der Überfahrt in die Heimat den Untergang des durch ein deutsches Unterseeboot torpedierten Schiffes miterlebte und nun wieder

als einfacher Gärtner in Arendal in Norwegen lebt. Ole Hansen war kein glücklicher Abenteuerer, denn ein eigenartiges Mißgeschick vereitelte eigentlich immer, daß er die Früchte seiner Arbeit, die ihn in alle Weltteile führte, ernten konnte. Auf Neuseeland hatte er seine große Zeit als Farmer und Schafzüchter und brachte es sogar zum Ehrenhäuptling der Maori, die damals noch Menschen fraßen. Jetzt hat sich der 65-jährige daran gemacht und einen Lebensbericht geschrieben, der zwei seiner berühmtesten Landsleute, Knut Hamsun und Olaf Gulbransson, in Begeisterung versetzte, gerade weil er so fern von aller Literatur dem Leben so unendlich nahe steht und einem prächtigen und echten Leben. Deswegen hat Olaf Gulbransson 40 Bilder beigegeben zu „Ole Hansens Reise nach Neuseeland“ (München, E. H. Beck. 106 Seiten. NM 4,20). Die deutsche Übersetzung des Buches aus dem Norwegischen stammt von A. W. Schilling. Wir sind sicher, daß die gleiche Begeisterung wie die beiden norwegischen Künstler auch die deutschen Leser empfinden werden.

Ein sehr persönliches Buch, das den Leser gleich sehr direkt anspricht, ist H. Casdorffs „Heiteres Capri“ (Hamburg, Broschek & Co., mit 56 Tiefdrucktafeln. NM 4,80). Der Text ist knapp, die Bilder sind ausgezeichnet. Sie halten, ebenso wie das Auge des Reisenden, alles Wesentliche fest, und wir erleben mit dem Verfasser die Tage Capris und seiner Bewohner aus unmittelbarer Nähe.

Gleichfalls ein sehr persönliches Reisebuch ist Adolf von Haxfelds Bekenntnis zu einer Reise „Positano“ (Potsdam, Rütten & Loening. 53 Seiten mit Lichtbildern. NM 3,60). Hier versteht ein Deutscher, der alten Volksliebe nach dem Glanz und der Schönheit des Südens einen hymnischen Ausdruck zu geben, die ihn nach erfüllter Sehnsucht zurückführt zu der gerade durch das neue Erleben neu gewonnenen westfälischen Heimat.

Von einem nahen persönlichen Standpunkt aus hat auch Henry Benrath seine „Südlige Reise“ unternommen, die nunmehr in der 4. Auflage vorliegt (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 216 Seiten. NM 4,50). Hinter dem Pseudonym

sieht bekanntlich der Amerikaner Albert H. Knaus, der über eine große Ausdrucksfähigkeit verfügt und dank ihrer Italien, Nordafrika und vor allen Dingen Hellas in einer großartigen Vision erwachsen läßt.

Adolf Ermann, der Meister der deutschen Ägyptologie, läßt in Bildern aus dem alten Ägypten „Die Welt am Nil“ entstehen (Leipzig, Hinrich'sche Buchhandlung, 56 Abbildungen im Text, 48 Tafeln, 235 Seiten und eine Übersichtskarte. RM 6,50). Hier ist ein vollgültiger Beweis erbracht, daß gerade die gründlichste wissenschaftliche Erkenntnis fähig ist, in allgemeinverständlicher Form Fremdes und Geschichtliches auch dem Gefühl des einfachen Menschen wirksam nahezubringen. Ermann berichtet von den erregenden Ergebnissen, die wir der Wissenschaft danken und die in seiner Darstellung auch das Alte neu verständlich werden lassen.

Hans Reiser berichtet in seiner unverwundlichen, unmittelbar ansprechenden Art seine Erlebnisse in Peru: „Einer ging in die Wildnis“ (Leipzig, Paul List. Mit einer Karte, 328 Seiten). Unsere Leser haben von Reiser selbst gehört, was ihm in Peru begegnete und wie er Land und Leute beurteilt. Hier liegt nun ein lückenloser Bericht vor über die Arbeit und das Mühen, das Reisers getrost getragenes Schicksal drüben war. Die Erlebnisse sind nicht alltäglich, und nicht alltäglich ist die Art, in der er davon zu künden weiß, so daß Anregung und Nachdenkliches die Fülle zurückbleiben.

Rechenhaft von einer Forschungsreise, die zur vergleichenden Anatomie und zur Rassenentwicklung der südamerikanischen Völker Material bringen sollte, legt Richard R. Wegner in einem prächtig ausgestatteten Buche „Zum Sonnentor durch altes Indianerland“ ab, gestützt auf sein Tagebuch (Darmstadt, L. C. Wittich, 331 Seiten). Die Forschungsreise führte ihn durch Nordargentinien, Bolivien, Peru und Yucatan. Daß sein Reisebericht, der wirkliche Ergebnisse im Sinne der gestellten Aufgabe brachte, viel Interesse gefunden hat, beweist die Tatsache, daß das umfangreiche Buch jetzt schon in der 2. Auflage vorliegt, die mit 226 Abbildungen und einer Karte versehen ist. Wegner konnte zu

dem glücklichen Ergebnis dadurch kommen, daß er eine erstaunliche Kraft der Einfühlung in das Leben der primitiven Völker mitbrachte.

Wir haben immer wieder betont, wie notwendig es sei, gerade im deutschen Volke genaueste Kenntnis über China und das große Geschehen, das man nur aus den geschichtlichen Wurzeln verstehen kann, zu verbreiten. Aus diesem Grunde begrüßen wir die deutsche Übersetzung (von Helen Scherer und Hans Steinsdorff) des Buches der Amerikanerin Mary A. Nourse: „400 Millionen. Die Geschichte der Chinesen“ (Berlin, Alfred Meigner, 380 Seiten). Diese Amerikanerin bringt einen der wesentlichsten Beiträge zum Problem China, über die die Weltliteratur verfügt. Denn sie gibt in einem Bande die vieltausendjährige Geschichte Chinas und der Chinesen, und ein Chinese, Lin Tsiu-sen, führt sie bis in unsere Tage fort. Das aktuelle Schlusskapitel schrieb Lin Tsiu-sen, der Dozent an der Universität Berlin. Das Buch gliedert sich in die Teile „Von der Sage zur Geschichte“, „Das Zeitalter der Ausdehnung Chinas und seiner Handelsbeziehungen“, „Die Periode der Abgeschlossenheit“, „Reform und Revolution“. Die gute deutsche Übersetzung stammt von Helen Scherer und Hans Steinsdorff.

Zu den guten Büchern über China tritt nun das Buch eines Chinesen Lin Yutang „Mein Land und mein Volk“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 3 Tafeln und Abbildungen im Text. RM 8,50). Der chinesische Verfasser schrieb sein Buch auf englisch, die gute deutsche Übertragung stammt von W. E. Süßkind, eine Einleitung schrieb der bekannte Journalist Pearl S. Buck. Der unübertreffliche Vorzug dieses Buches auch gegenüber den andern von uns erwähnten guten Büchern über China ist, daß hier ein Chinese, der tief eingedrungen ist in die Kultur und, was noch mehr bedeutet, in die Denkwelt europäischer und amerikanischer Völker in einer selbstverständlichen Sprache und Form von dem Geheimnis China kündet, das ihm kein Geheimnis ist. Deswegen können wir das Urteil von Pearl S. Buck annehmen, der dieses Buch das bedeutendste Buch nennt, das bisher über China geschrieben wurde.

Aufschlußreich ist auch das Buch von F. A. Larson „Die Mongolei und mein Leben mit den Mongolen“ (Berlin, Gustav Kiepenheuer. 14 Bilder, 232 S.). Hier liegen die Dinge ähnlich wie bei dem Chinesen, denn der Schwede Larson, dem in der Mongolei der stolze Titel eines Herzogs der Mongolei verliehen wurde, lebt seit langen Jahren unter den Mongolen, die er aus naher Kenntnis schätzt und lieb gewann. 40 Jahre lang hat er dort zugebracht und fand dort eine Heimat, als er 1893 im Auftrage der Christian Missionary Alliance in Newyork, für die er bis 1900 in der Mongolei tätig war, in unbekanntes Land reiste. Larson versteht es, seine Erkenntnisse in einer sehr lebendigen und anschaulichen Form zu vermitteln. Auch die genauen Angaben über die Struktur des Volkes, seine Regierungsformen, seine Geschichte, seine Bräuche, seinen Handel und über Klima und Geographie gewinnen ebenso wie seine Ausführungen über die Religion und sein Bericht über seine Begegnung mit dem Lebenden Buddha volle Überzeugungskraft durch das unmittelbare Beteiligtsein Larsons. Es ist sehr bedeutsam, daß die Erben Dschingis Khans schon durch die Tradition ihrer Fürsten eine unmittelbare Verbindung mit dieser großen Zeit ihrer Geschichte haben, und weiter, daß sie auch heute noch ihrer innersten Neigung nach Nomaden sind, denen feste Städte ebenso weisensfremd sind wie die politischen Einflusnahmen von Sowjetrußland. — Wer sich über die Geschichte der Mongolei noch mehr unterrichten will, der greife zu den heiden glänzend geschriebenen Büchern von Michael Prawdin „Dschingis-Khan, der Sturm aus Asien“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8 Tafeln und 3 Karten. RM 5,80) und „Das Erbe Dschingis-Khans“ (ebd., 12 Tafeln und 4 Karten. RM 6,25), die in Romanform die geschichtliche Wahrheit vermitteln.

Auch eine geschichtliche Untersuchung, die stark ins Politische einmündet, ist das neue Buch von Colin Ross „Unser Amerika“ (Leipzig, F. A. Brockhaus. RM 4,—. 6 Karten), in dem er den deutschen Anteil an den Vereinigten Staaten in exakter Weise untersucht. Er geht aus von der Tatsache, daß der Erdteil seinen Namen Ame-

rika Deutschen verdankt, da bekanntlich Martin Waldseemüller 1507 zum erstenmal diesen Namen prägte, der dann Weltgültigkeit erlangte. Weniger bekannt ist, daß im Jahre 1683, also nur 63 Jahre später als die englischen Väter der 100%-Amerikaner von der „Mayflower“, deutsche Einwanderer mit der „Concorde“ in Amerika landeten. Und so findet man in der Geschichte Schritt für Schritt in kleinen und in gewaltigen Anteilen die Leistung deutschen Blutes bei der Eroberung und Erschließung des Territoriums und beim Aufbau des Staates. Andere Völker haben niemals ihre Leistung an dem Zustandekommen und dem Erblühen der Vereinigten Staaten unter den Scheffel gestellt, wir haben nicht verstanden, unsern Anteil im Bewußtsein der Nordamerikaner so lebendig zu erhalten, daß man in entscheidender Stunde an ihn hätte appellieren können. In seiner packenden und anschaulichen Art erzählt Colin Ross die deutsche Seite in der Geschichte der Vereinigten Staaten, verschweigt nichts von dem Unheil, das aus dem Verfall eines ganzen Volkes entstand, und legt auch ohne Schonung die Problematik der amerikanischen Staatsbürger deutscher Herkunft dar. Zugleich aber weist er ihnen eine Aufgabe zu zeigen, deren Lösung uns berechtigen würde, ohne Besitzanspruch, aber mit Stolz von „unserem Amerika“ zu sprechen. Sehr anschaulich sind die Karten und höchst instruktiv die vergleichenden Geschichtstabellen, die in historischer Folge nebeneinander die Ereignisse in Amerika, im amerikanischen Deutschtum und in Europa bringen.

Der amerikanische Arzt Viktor Heiser schildert seine Tätigkeit, seine Erlebnisse und Abenteuer in 45 Ländern unter dem Titel „Eines Arztes Weltfahrt“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 8,—. Übersetzt von Rudolf von Scholz). In der Überzeugung, daß die Menschheit nicht den furchtbaren Todestribut an Cholera, Typhus und Pocken zu zahlen brauchte, hat Heiser in echt amerikanischer Unverzagtheit, die auch die Niederschrift seiner Erlebnisse so fesselnd macht, den Kampf gegen die Unwissenheit über die Krankheitsursachen gerade an den Stellen aufgenommen, wo auch heute noch die eigentlichen Seuchen-

herbe sind. Die Triebfeder seines Handelns, das ihm ein ebenso arbeitsreiches wie buntes Leben zwies, ist die Menschenliebe, und deshalb verdient dieses Buch als das Zeugnis eines tätigen und edlen Lebens zu den bedeutenden menschlichen Dokumenten gerechnet zu werden.

Bei der Ankündigung des 1. Bandes von Ruppert Neckings Erinnerungen „Ein Journalist erzählt“ zeigten wir uns begierig auf die Fortsetzung. Sie liegt jetzt vor: „Ein Kaiserreich auf Aktien“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 7,50). In seiner echt journalistischen und blendenden Art erzählt Necking von ungewöhnlichen Ereignissen tief im Innern Afrikas, als er nach langem Aufenthalt in Abyssinien bei Kaiser Menelik in das Reich Kassa kam, das der von unheimlichem Nimbus umwitterte angeblich arabische Elfenbeinhändler und Sklavenhändler Zober Bey, in Wahrheit ein höchst begabter Abenteuerer deutscher Abstammung, auf Aktien neu gründen und der Weltwirtschaft eingliedern wollte. Ein Plan, den schließlich König Leopold von Belgien am Kongo in etwas anderer Form verwirklichte. Necking brachte auch hier sein Auftrags mit allen wesentlichen Männern zusammen, die an der kolonialen Verteilung und Erschließung Afrikas teil hatten, und so führen seine Erlebnisse mitten hinein in die Fäden der großen Politik.

Die Geschichte der Gründung des Freistaates Finnland hat Erkki Mäkkönen geschrieben „Evinhufud baut Finnland“ (München, Müller-Langen. 220 Seiten mit Bildern). Die deutsche Übertragung stammt von Rita Ohquist, die Bearbeitung und die Einführung von Johannes Ohquist. Aus der Unterdrückung im zaristischen Russland und der letzten Bedrohung durch das rote Russland erhob sich in einem prachtvollen Befreiungskampfe, an dem deutsche Truppen entscheidenden Anteil nahmen, Finnland zu einem Staatswesen, das schnell soviel Festigkeit gewann, daß es trotz der Nachbarschaft Sowjetrusslands aller inneren Gefahren Herr wurde. Das verdankt das finnische Volk dem Führer im Befreiungskampfe und seinem heutigen Präsidenten Pehr Evind Evinhufud. Kein physiognomisch gesehen fällt die geballte Energie in dem starken Kopfe des Staatsgründers

auf, und wenn man seine Worte liest: „Diese Arbeit unserer Vorfäter, die Güte ihrer Saat, die Dauerhaftigkeit des Grundes, den sie gelegt — das ist's, was dem heutigen Geschlecht das freie Finnland bescherte“, so erkennen wir die sittlichen Kräfte, die es ihm ermöglichten, im Festhalten an der Tradition der Ahnen ohne Bruch die Grundlagen eines dauerhaften neuen Staatswesens zu legen. Rudolf Pechel.

Lebensgeschichten

Auf der Jubiläumsausstellung für Friedrich den Großen im Preussischen Staatsarchiv fanden bei den vielen Besuchern besonders auch die Randbemerkungen des Königs auf Akten und Eingaben große Beachtung. So ist es sehr zu begrüßen, daß Georg Vorchardt in einem Buch „Die Randbemerkungen Friedrichs des Großen“ zusammengefaßt veröffentlicht und erläutert (Potsdam, Akademische Verlagsanstalt Athenaion. 128 Seiten). Der Herausgeber hat auf Grund eingehender Studien die Randbemerkungen gegliedert nach den Personentreifen und den Sachgebieten, über die königliche Entscheidungen angefordert wurden. Da diese höchst persönlichen Äußerungen des Königs nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, spricht hier Friedrich in einer so unmittelbaren Form, wie man ihn sonst nicht kennenlernt. Daß diese Quelle über das eigentliche Wesen des Königs nun erschlossen ist und in so sachkundiger Form, die mit dem Wesen und der Entstehung dieser Randbemerkungen sich eingehend beschäftigt, gibt einen unschätzbaren Beitrag von höchstem Rang. — Zur Zeit des Großen Königs unternahm 1766 ein gescheiter und sympathischer Engländer eine Reise durch Mecklenburg, über die er einen ausführlichen Bericht veröffentlichte zur Fortführung seiner „History of Vandalia“ (Vandalen-Wenden) auf Grund seiner Reisebriefe an englische Freunde, der 1768 erschien. Eine deutsche Ausgabe dieses Buches erschien 1781 bis 1782 in 2 Bänden unter dem Titel „Thomas Nugents Reisen durch Deutschland und vorzüglich durch Mecklenburg“. Aus diesen beiden Bänden hat nun Heinrich Stoll eine Auswahl unter dem Titel „Die unterhaltsame Reise des Dok-

tor Mugent durch Mecklenburg" getroffen (Wismar, Hinckel'sche Verlagsbuchhandlung, RM 3,80). Das ist wirklich ein hübsches Büchlein geworden und wird nicht nur alle Mecklenburger, deren Land, Städte und Art der englische Arzt mit viel Wohlwollen und Verständnis beschrieb, erfreuen, sondern auch jeden, der es versteht, ein Stück Leben und Kultur, gesehen durch geschulte Augen, zu würdigen.

War diese Reise „un voyage d'agrément“, so war die Fahrt, die Karl Franz von Holzing als badischer Weinbundoffizier nach Spanien unternahm, das gerade Gegenteil. Seine Denkwürdigkeiten (1787–1839) hat Max Dufner-Greif aus alten Papieren herausgegeben: „Unter Napoleon in Spanien“ (Berlin, Hans von Hugo, 282 Seiten). Denn die Hoffnung des 19jährigen Studenten, der mit einem badischen Regiment im Dienste Napoleons in den spanischen Krieg zog, gingen nicht in Erfüllung. Der frisch-fröhliche Krieg in Spanien sah anders aus, als er erwartet hatte, obgleich Abenteuer aller Art, auch die romantischer Liebe, nicht ausblieben. Aber das Grauen dieser Kämpfe, das Goya in seinen Visionen festhielt, überwog: als Landstreicher, krank an Leib und Seele, kehrt er in die Heimat zurück, in der er dann die verdiente militärische Anerkennung von seinem Landesherrn erhielt.

Ein hoher französischer Offizier, der das Pseudonym Marcel Dupont gewählt hat, hat eine jetzt von Otto E. Fleischer ins Deutsche übertragene Biographie von Napoleons Schwager „Murat. Reiter, Marschall von Frankreich, Kaiserlicher Prinz und König von Neapel“ geschrieben (Breslau, W. G. Korn, 4 Bildtafeln, 509 Seiten, RM 6,—). Der französische Offizier hat es verstanden, zugunsten des Soldatischen dieses Lebens nicht das Menschliche in den Hintergrund treten zu lassen und so ist hier ein Lebensbild entstanden eines Menschen, der mit allen Eigenschaften eines tapferen Soldaten ausgestattet, aber charakterlich dank eines brennenden Ehrgeizes nach Zielen, für die er nicht ausreichte, versagte und zum Verräter an dem Manne wurde, ohne den er nichts war, um erst bei seinem Tode durch ein

Ereignungskommando eine würdige Haltung wiederzufinden.

In seiner Biographie „Ludwig II. von Bayern“ versucht Ferdinand Meyr-Ofen das Leben des unglücklichen Königs darzustellen nur unter dem Gesichtspunkt, daß er ein tragischer Schwärmer war (Wien, E. P. Tal. Mit 8 Bildern, 336 Seiten). Er wird der Bedeutung des genialen Mannes gerecht, ohne daß er aber das Urteil über die Geisteskrankheit des Königs überzeugend revidieren könnte. — Das Buch von Marie von Thurn und Taris-Hohenlohe, „Jugenderinnerungen“ (Wien, Carl Fromme, 23 Abbildungen, RM 7,50), ist ein interessanter Beitrag zum geistigen und kulturellen Leben des 19. Jahrhunderts. Durch ihre Verbindung mit ihrem Onkel, dem bekannten Kardinal Hohenlohe, und die vielen Familienbeziehungen zum Kaiserhofe in Wien kam die junge Prinzessin Hohenlohe in die Brennpunkte höfischen und geistigen Lebens. Ihre Erinnerungen umfassen die Jahre 1855 bis 1875, dem Jahr ihrer Eheschließung mit dem Fürsten von Thurn und Taris, und sind nicht nur reizvoll wegen der Schilderung des gehobenen Lebens, sondern in erster Linie durch die scharf gesehenen und aufgefaßten großen Persönlichkeiten, mit denen sie in Berührung kam, unter denen auch Franz List nicht fehlte. Wir wissen, daß die Fürstin ihren eigenen Rang bestätigt hat durch ihre Beziehungen zu Kaiserin Maria Sissi.

Von einer andern hochstehenden Frau, der unvergessenen Hedwig Heyl, kündet das Buch „Ströme der Liebe“, das Leopold Klotz herausgab (Gotha, Leopold Klotz-Verlag, 400 Seiten). Es ist der Briefwechsel zwischen Hedwig Heyl und dem Münchner Maler Eugen Winnai, ein menschliches Dokument von Bedeutung. Die Briefe gingen hin und her in den Jahren 1930–34. Es ehrt den Maler Winnai, daß er als Ehrenmal für die einzigartige Frau sich entschlossen hat, diese Briefe, die in Persönlichstes eindringen, zu veröffentlichen. Denn das Bild von Hedwig Heyl erstrahlt in hellem Glanze gerade der Eigenschaften, die sie so liebenswert machten: als Helferin, Beraterin und Freundin, die ihr Interesse nicht an Unwürdige verschwendete.

Hier ist eine Quelle echten Frauentums, aus dem viele seelische Bereicherung und Aufrichtung schöpfen können.

Auch ein Leben tätiger Liebe erschließt sich in dem „Stillen Tagebuch eines baltischen Fräuleins. 1855–1856“ (Berlin, Propyläen-Verlag. 6 farbige Tafeln. RM 3,60), das Oda Schäfer, die Enkelin Calli von Kugelgens, aus den Papieren ihrer Großmutter herausgab, die diese Aufzeichnungen im Alter von 20 Jahren machte. Es ist wirklich ein stilles Buch, und große Ereignisse wird man vergebens in ihm suchen, aber finden wird man die Atmosphäre eines sicher gegründeten Hauses und einer Familie, die ihren Angehörigen Schutz und selbstverständliche Haltung verlieh.

Ganz anders ist die Lust, die das Buch von M. J. Krüd von Poturzyn, „Lady Hester Stanhope, eine Frau ohne Furcht“, durchweht (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 6 Bilder. RM 5,25). Auch dieses Buch einer Frau über eine Frau ist ein menschliches Dokument, und die Verfasserin hat es verstanden, das Bild ihrer Heldin feinsinnig und verständnisvoll zu zeichnen, das Klare ins Licht zu setzen und das Ungeklärte im Halbdunkel zu lassen. Lady Hester Stanhope, Nichte und Geliebte ihres großen Onkels William Pitt, ging bekanntlich nach seinem Tode ins türkische Asien, durch Ägypten, Syrien, über den Libanon in die Wüste. Durch ihre Furchtlosigkeit zählt diese einzigartige Frau die wilden Beduinen, die sie zu ihrer Königin ausrufen. Auf einsamer Felsenfeste im Libanon lebt und herrscht sie so, wie ihr Gesetz es ihr vorschrieb, bis zu ihrem Tode trotz aller Widerstände siegreich, so daß endlich der Unionjack sich über ihre Leiche gesenkt hat. Fürst Pückler-Muskau hat sie besucht und mehr von ihr erfahren, als die Öffentlichkeit sonst wußte.

Der unerreichte Reiz von Nora Walns Chinabuch „Süße Frucht, bittere Frucht – China“ lag darin, daß sie als feierlich aufgenommenes Glied das Leben einer chinesischen Familie von innen kennenlernte. Den gleichen Vorzug hat ihr neues Buch „Sommer in der Mongolei“ (Berlin, Wolfgang Krüger. 21 Abbildungen. 278 Seiten). Die deutsche Übersetzung stammt von Josephine Ewers-Bumiller

und L. Günther. In China lernte Nora Waln eine Mandschuprinzeßin kennen, deren Einladung in die Mongolei sie folgte und mit der sie bald eine enge Freundschaft verband. Mit der ganzen Fülle ihrer ungewöhnlichen darstellerischen Kunst erzählt nun Nora Waln die Geschichte ihrer Freundin und ihre eigenen Eindrücke und Erlebnisse in der fremdbartigen Umgebung.

Das Leben der Königin „Victoria von England“ hat Edith Sitwell dargestellt, ohne mehr zu wollen, als ein Bild der Königin und einiger ihrer Zeitgenossen zu zeichnen auf dem Hintergrund bestimmter sozialer Zustände, die rein politischen Fragen dabei nicht berücksichtigend. Sie hat alle, auch entlegene Quellen studiert und sie durchaus selbständig und gewissenhaft verwertet (Berlin, Wolfgang Krüger. 16 Abbildungen RM 7,50). Die deutsche Übersetzung dieser Biographie, die in England hohe Schätzung genießt, ist von E. F. W. Bohl.

Die Lebensbeobachtungen des großen deutschen Anglisten Alois Brandl, aus denen wir im Dezemberheft einen Auszug veröffentlichten, „Zwischen Inn und Themse“ (Berlin, G. Grote. 18 Bildtafeln. RM 11,—), geben neben einer Fülle von interessanten Begegnungen mit bedeutenden Persönlichkeiten ein höchst anschauliches und scharfes Bild des geistigen Deutschland, Österreich und England aus den letzten Jahrzehnten des 19. und den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Darüber hinaus sind sie eine Geschichte der Anglistik, die zu ihrem hohen Range in Deutschland zu erheben Alois Brandl, ein verehrter Autor der „Deutschen Rundschau“, Wesentliches beigetragen hat. Der Weg des Tiroler Bauernsohns auf den ersten Lehrstuhl der Anglistik an der Berliner Universität ist in jeder Hinsicht bemerkenswert, denn neben die außerordentliche Leistung des großen Gelehrten tritt das von scharfen Augen gesehene und oft ohne jede Nachsicht festgehaltene Bild österreichischer und deutscher Universitäten und des kaiserlichen Deutschland. Das ist ein Buch von bleibender Bedeutung.

Gleichfalls ein sehr farbiges Bild eines vergangenen Deutschland gibt Walter Zechlin, einst Presschef der deutschen

Reichsregierung und vorher und nachher im diplomatischen Dienst an wichtigen Stellen tätig, in seinem Buch „Fröhliche Lebensfahrt“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 6,75). Mit der so seltenen Gabe wirklichen Plauderkönnens erzählt der Verfasser von seinem Werdegang, seiner Arbeit und seinen Erlebnissen in diesen diplomatischen und undiplomatischen Erinnerungen. Wer den geistreichen, ironischen und oft so amüsant boshaften Erzähler Zechlin kennt, dem mag es genügen, daß in diesem Buch der ganze Reiz des persönlichen Erzählens und Plauderns so stark herauskommt wie in der Unterhaltung.

Rudolf Pechel.

Rainer Maria Rilke

Zimmer wieder erlebt man es mit tiefer Freude, daß die Besten der jungen Generation ihren Rilke nicht nur kennen, sondern mit ihm leben und mit tiefem Ernst um die Probleme ringen, die Rilke ihnen zeigte und die aus seiner Deutung heraus zu erklären sie sich mit Fleiß bemühen. Das Buch von Eberhard Kretschmar, „Die Weisheit Rainer Maria Rilkes“ (Weimar, Hermann Böhlau Nachfolger. 174 Seiten), verdient in der Rilke-Literatur einen besonderen Platz, denn es ist ausgezeichnet durch eine vorbehaltlose Hingabe an den großen Gegenstand, einen hohen Ernst im Erkennen und Forschen und die Fähigkeit, die eigenen Erkenntnisse in edler Sprache wiederzugeben. Kretschmar geht davon aus, daß Rilke ein Weiser und ein Dichter war und in der Vollendung in beidem einen unvergänglichen Platz in der Menschengeschichte sich erwarb. Aber seine eigentliche und letzte Berufung lag nicht im Lyrischen, sondern in der Weisheit. Seine Beweisführung gliedert Kretschmar in die Abschnitte: Kunst, Menschliches Leben, Religion. Die straffe Beweisführung bestätigt Kretschmars Anspruch für Rilke, daß sein Werk in eine Reihe zu setzen ist mit den Werken Laotsees, Platos und Goethes.

Rudolf Pechel.

Das Leben Jesu

In der Übersetzung von Robert Scherer ist Francois Mauriacs Werk „Leben Jesu“ erschienen (Freiburg, Herder & Co.

281 Seiten). Der bekannte französische Schriftsteller und Mitglied der Académie française führt in seiner Gestaltung das Leben Jesu zu den Evangelien zurück, und Jesu Stimme erklingt so, wie die wahren Zeugen es überliefern. So entsteht das Bild Christi neu ohne irgenwelche Abschwächung oder Verfälschung und ist mächtig wie am ersten Tag.

Rudolf Pechel.

Erzähltes

Friedrich Schnacks Roman „Die wunderfame Strafe“ (Berlin, Propyläen-Verlag. 253 Seiten) ist die Geschichte eines Musfanten, der aus Winterbe heraus das Fernweh so stark spürte, daß nichts ihn an festem Plage halten konnte, sondern daß er immer dem Zwang und Zauber der Landschaft mit allen ihren Wundern, ihren Gefahren und ihrem Elend verfiel. Er wandert und findet Gefährten, Beziehungen leichten und tieferen Sinns knüpfen und lösen sich, und er muß unmittelbar vor der Erfüllung seiner Sehnsucht durch die letzte Trübsal gehen, als er, angelangt an dem Orte, zu dem ihn die Sehnsucht nach einem geliebten Mädchen trieb, nur an ihrem Grabe stehen kann. Er wandert weiter durch Buntheit und Mühsal und findet endlich in einem Weihnachtswunder der Großstadt in einer Frau eine neue und endgültige Heimat, und in der Einfügung des Unsteten in einen Arbeitskreis eben durch einen Wandergefährten, der unschön an ihm handelte und auch durch eine Frau einen Hafen fand, endet die Wanderung. Das Buch ist so mitreißend geschrieben, so dichterisch echt, daß man dies glückhafte Ende bei allem Wunderbaren glaubend hin-nimmt.

Man hat Scheu vor Vergleichen mit den ganz Großen, aber rückt trotzdem getrost den neuen Roman von Karl Friedrich Kurz „Herrn Erlings Magb“ in die Nähe Hamsuns (Oldenburg, Gerhard Stalling. RM 5,60). Kurz, der 1934 den Wilhelm-Naabe-Preis und 1936 den Preis der Schweizerischen Schiller-Stiftung erhielt, bestätigt hier die Berechtigung solchen Zutrauens zu seiner gestaltenden Kraft. Kurz lebt in Norwegen, und dort spielt dieser Roman, der eine Fülle von Gestalten, die alle ihr klares Gesicht tragen, meistert und

in dem Ablauf zweier Generationen Auf- und Abstieg und erneuten Aufstieg eines Geschlechtes zeigt, tief verbunden mit den Gesezen und den Kräften des Bodens und ihrer Umwelt. In der ersten Generation schuf der Vater in kraftvoller Größe ein festgegründetes Haus, in der zweiten verliert der Sohn in einem großartigen Leichtsinn alles, aber sein Sohn, dem die Magd ihm gebär, legt neuen Grund zum Wohlstand, aber sicherer, als die Vorfahren es konnten. Das alles ist mit dem stetigen Atem des geborenen Epikers erzählt, und einzelne der Personen, so die Magd, bleiben unverlierbar im Gedächtnis haften.

Von Johannes W. Jensen ist in S. Fischers Bücherei ein Band Erzählungen erschienen: „Mr. Wombwell“, der sechs Novellen umschließt (Berlin, S. Fischer. RM 1,50). Sie alle spielen in Jensens Heimat, dem Himmerland. Die Novelle, die dem Band den Titel gab, ist schlechtthin meisterhaft. Hier macht Jensen es glaubhaft, daß ein ganzes Kirchspiel ein Schicksal erlebt in dem Besuch einer Wandermenagerie und seiner Folgen: in einer Art geistiger Epidemie, die aber zu einer Wandlung wird. Dieses Ausweiten kleiner Schicksale zu höherer Bedeutung ist fast durchweg auch das Motiv der andern Erzählungen, deren jede Jensens große Kunst erhärtet.

In einem eigenartigen und unheimlichen Hellbunkel spielt der Roman des französischen Dichters Julien Green „Mitternacht“ (Wien, Bermann-Fischer. 369 S.). Green erzählt die Geschichte des kurzen Leben eines Mädchens, das immer auf der Flucht ist, beginnend mit dem Tode ihrer im Selbstmord endenden Mutter über eine nur durch innerliche Beunruhigungen gestörte Zeit in einem guten Bürgerhause, und endend in dem feindseligen Schlosse Fontfroide, in dem ein Kreis einer Familie sich zusammensand, die irgendwie alle psychologische Grenzfälle sind, und in dem sich das Schicksal des armen Mädchens nach einem schmerzlich-süßen Glück erfüllt in einem jähen Absturz von den Felsen des Schlosses in den Tod. Es gibt wenig Bücher, die mit einer so starken suggestiven Kraft das>Lastende der Atmosphäre fast hypnotisch mitzuteilen wissen.

Hart und schwer ist das Buch eines jungen

Schriftstellers Veit Bürkle „Bis zur Heimkehr im Sommer“ (Berlin, S. Grote. RM 6,50). Der Roman spielt in einem Dorfe der Schwäbischen Alb in den Jahren von Kriegsbeginn bis in unsere Tage und ist ein mutiger Versuch, geschichtliche Ereignisse als elementares Naturgeschehen zu deuten. Der Träger solchen schicksalhaften Sinnes ist ein Schmied, der in seiner Härte und seiner Kraft über das gewöhnliche Maß hinausragt. Er gehorcht einem schweren Gesetz, das er fühlt, und scheut sich nicht, den eigenen Sohn von Haus und Hof zu treiben und ihn die Wiederverkehr erst zu gestatten, als Zeit und Schicksal reif geworden sind, daß neuer Grund für das alte Haus und das Geschlecht gelegt werden kann.

Kurt Maronde erzählt in seinem „Schiffer Nettelbeck“ (Berlin, Ullstein. RM 4,—) das Leben des tapferen Bürgers, der mit Gneisenau zusammen Kolberg rettete. Maronde läßt uns den Mann Nettelbeck verstehen aus seiner Entwicklung, die ihn schon in früher Jugend aufs Meer, in den Sklavenhandel und in viele Abenteuer führte, in denen er sich trotz nicht leichten Schicksals alle die Eigenschaften erwarb, die ihn später befähigten, als ganzer und echter Mann sein Leben zu krönen.

Der Roman von Hugo Kamm „Die Bonifers“ (Breslau, W. G. Korn. RM 4,80) ist so fern von aller Literatur, daß er ein echtes Stück Leben deutscher Arbeiter vor, während und nach dem Kriege gibt, schlicht und ohne Tendenz erzählt. Denn Kamm schreibt aus eigenem Erleben und gibt darum ohne Anspruch auf politische und soziale Lösungen einen wesentlichen Beitrag zur Kenntnis des deutschen Arbeiters in seinem äußeren und inneren Ringen, zu gleicher Zeit aber auch das Lob eines festen, patriarchalischen Zusammenhalts in der Familie.

Von dem großen Schweizer Volkshelden kündet Arthur Maximilian Müller in seinem Roman „Klaus von der Flüe“ (München, Kösel und Pustet. Mit Holzschnitten und Initialen von Fritz Richter-Verchtesgaden. RM 3,60). Durch die Lektüre einer alten Legende kam er an die

Gestalt dieses echten Schweizer Volksmannes, der sein Volk rettete, der als ein heiliger Mann unermüdllich tätig war im Kriegsdienst und in der politischen Friedensarbeit, Herr seines festgegründeten Hauses voller Kinder, dem es gelang, in der Stunde höchster Gefahr die Herzen seiner Mitschweizer auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Eine tiefe Liebe und ein inniges Verständnis für die Schönheit und Größe des Schweizer Landes spricht aus diesem Buche.

Der Roman von Heinrich Seiler „Programm mit Trupa“ (Berlin, Schildhorn-Verlag. RM 3,70) ist ein gut erzählter Film aus dem bunten Leben des Varietés mit geheimnisvollen Verwicklungen, Mordversuchen auf hypnotischem Wege, einem schwierigen Quiproquo, erfüllter und unerfüllter Liebe und dem endlichen Tod des wahren Filmbösewichts.

Das in der „Bücherei Südosteuropa“ verwirklichte aner kennenswerte Streben, auch auf geistigem Gebiete Brücken von Deutschland zum künstlerischen Schaffen der südosteuropäischen Völker zu schlagen, hat wiederum zwei neue wesentliche Bücher beigezeitigt. „Nechifor Lipans Weib“, ein Roman des bedeutendsten rumänischen Dichters Mihail Sadoveanu (München, Langen-Müller, RM 4,60) ist eine Darstellung starker Gefühle in von Kultur und Zivilisation ungebrochenen Menschen. Vittoria, das Weib Nechifor Lipans, ihrem Mann trotz eines nicht leichten Zusammenlebens in unverbrüchlicher Liebe zugetan, wird seine unerbittliche Näherin in elementarem Hass, der so groß ist wie ihre Liebe, als er von Mörderhand fällt.

Der Band „Neue bulgarische Erzähler“, in der Übertragung von Zivka Dragnewa beweist, daß in dem gesunden bulgarischen Bauernvolke Dichter leben, die für das leidenschaftliche und stolze Volk ebenso den treffenden Ausdruck finden wie für die Größe und Schönheit ihrer Landschaft. Acht Dichter sind mit längeren und kürzeren Erzählungen hier vereinigt, deren jede den Stempel der Echtheit trägt. Gerhard Gese mann, der die Auswahl betreute, gibt in seinem Nachwort eine warme und verständnisvolle Würdigung der bulgarischen Dichter.

Gleichfalls von einem Volke ungebrochener Kraft zeugt die Erzählung „Das Land der letzten Ritter“ von Hali Beg-Mussayassul, die Luise Laporte aufzeichnete (München, E. H. Beck. RM 5,50). Hali Beg, der auch sehr interessante Zeichnungen seiner Erzählung beifügte (3 Aquarelle und 26 Zeichnungen), ist Aware, also Glied eines Volkes im Kaukasus von eigener Kultur, eines Volkes echter Männer und zarter Frauen. Der Bolschewismus drohte auch diesen Rest ritterlicher Kultur auszurotten. Hali Beg fand in Deutschland eine neue Heimat und hat nun seinem Volke ein schönes Denkmal gesetzt, daß es in seiner ganzen Eigenart, Härte und Größe festhält und das den Verfasser in die Reihe der beachtenswerten Erzähler rückt.

Eine ganze Reihe kürzerer Erzählungen liegt von bekannten Autoren vor, die sich durchweg zu Geschenken eignen. Da schreibt Josef Windler mit der Säftigkeit seiner Gestaltungskraft eine Beethoven-Novelle „Abeläide“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 2,75). — Otto Flake bringt in straffer Überarbeitung seinen Roman „Sternennächte am Bosporus“ das zarte und doch so erregende Liebeserleben eines deutschen Offiziers vor dem Weltkrieg mit einer heimlich Geliebten aus seiner Vaterstadt in der bunten Welt Konstantinopels mit so oft bewiesener Kraft, eine ganze Epoche in ihrer Atmosphäre festzuhalten, und der reifen Zucht seiner Sprache. (Berlin. S. Fischer. RM 1,50). — Ulrich Sander hat seine neue Novelle „Fris“ (Dresden, Zwingerverlag. RM 2,40) wiederum in Pommern angeseidelt und hat in dieser ganz eigen gewachsenen Frauengestalt aus pommerschem Blute sein altes Evangelium vom norddeutschen Menschen und seinem Schicksal erneut abgehandelt. — Fünf Erzählungen aus dem Weltkrieg hat Götz Otto Stoffregen unter dem Titel „Spuk in Frankreich“ zusammengefaßt (Berlin, Propyläen-Verlag. 90 Seiten), in denen unsentimental und hart Soldatenschicksale dargestellt werden. Hans Meid fügt Zeichnungen, fern von seiner sonstigen jarten Verträumtheit, organisch der männlichen Atmosphäre ein. —

Einen Tatsachenbericht von erschütternder Eindringlichkeit gibt Edwin Erich Dwinger in seinem neuen Buch „Und Gott schweigt“ (Jena, Eugen Diederichs. RM 2,40) nach den Erzählungen eines 1935 nach Rußland geflüchteten Mannes, der die bolschewistische Lüge in allen Formen kennenlernte. Das Buch wird zu einem Notschrei und zu einer harten Anklage im Sinn der Worte eines hungernden russischen Bauern: „Wie kann Gott reden, wenn die Menschen schweigen?“

Großen oder mutigen Frauen gelten die beiden Bücher von Edith Gräfin Salburg: „Friedrich und Marie Theresese“ (Leipzig, Götten-Verlag. 8 Abbildungen. 196 S.) und „Kamerad Susanne“ (Dresden, Wilhelm Heyne. 228 S.). Der historische Roman spielt in der Zeit von 1720–1766 und versucht in dem Gegensatz der beiden großen Herrscher, die niemals einander sahen, den tragischen Gegensatz ihrer beiden Länder Österreich und Preußen symbolisch zu gestalten. „Kamerad Susanne“ ist eine Krankenschwester, die im Weltkrieg in das schwere Ringen im Stein in Tirol geschickt wird und in der übermenschlichen Größe und Härte dieses Kampfes der Versuchung erliegt, ihrer eigentlichen Mission, Wunden zu heilen, untreu zu werden und selber am Kampfe sich zu beteiligen, bis endlich sie in der Liebe wieder zurückfindet zu ihrer Aufgabe als Frau. — Innerlich stark bewegt ist das Buch von Zora Nordström-Bonnier „Juninacht“ (Zürich, Morgarten-Verlag. RM 2,90), das ein Ungenannter aus dem Schwedischen ins Deutsche übertrug. Wir erleben Herzens- und Körperirungen und -wirrungen von Menschen, denen ihre eigenen Dinge noch so wichtig sind, daß sie darüber das Leben anderer zu zerbrechen sich nicht scheuen. Ein Buch voll Leidenschaften und Bewegtheit, sicher und ohne Nachsicht gestaltet. — Ein stilles Buch ist der Roman von Gertrud Wickerhauser „Mond bei Tag“ (Berlin, Ralph A. Höger. 215 S.). Hier wird mit behutsamer Hand an einem Gleichnis aus der Kindheit in Nachdenklichkeit und Nachsicht mit den Menschen die Tatsache des ewigen und unandelbaren Alleinsseins bei noch so großer vermeinter Nähe dichterisch gestaltet. — Von Sigrid Undset sind vier Erzählun-

gen gesammelt erschienen unter dem Titel der Eingangsnovelle „Ein Fremder“ (Berlin, Bruno Cassirer. 338 S.) in der deutschen Übertragung von J. Sandmeier. In ihrer reifen Meisterschaft und ihrer eindringlichen Psychologie behandelt Sigrid Undset das Problem der berufstätigen Frau in ihrem Ringen zwischen Pflicht und Sehnsucht.

Waldemar Bonsels als Filmidee gedachtes Buch „Der nicht gespielte Film“ (München, J. Bruckmann. 158 S. mit Zeichnungen von Gunter Böhmer) liegt in 2. Auflage vor. — Fein und innig ist die Fabel der neuen Novelle von Hans Frank „Die Schünke“ (Dresden, Zwingger-Verlag. 62 Seiten), die zu dem Schönsten gehört, was ein Dichter zu der alle Hindernisse überwindenden Mutterliebe sagen kann.

Eine Gabe voll reifer Schönheit und Ausgeglichenheit, von verantwortungsbewußtem Künstlertum gegenüber Stoff und Wort ist Gertrud Bäumer's Roman „Adelheid. Mutter der Königreiche“ (Tübingen, Rainer Wunderlich. RM 9,50). Vielleicht konnte nur eine Frau das Leben der Prinzessin Adelheid von Burgund, die zur Gattin Kaiser Ottos I. wurde, so überzeugend und eindringlich schildern, wie es hier geschieht. Wir begleiten Adelheid durch die Wirrnisse ihrer jungen Jahre, erleben ihr Reisen und ihr Hineinwachsen in die große Aufgabe, Frau des Kaisers und seine Helferin bei der Leitung des Reiches zu sein, so daß sie beim Versagen ihres Sohnes sich fähig fühlt, für ihn und seine schwache Hand die Zügel zu führen. Gertrud Bäumer hat dieses Frauenbild in ein mit satten Farben gemaltes Mittelalter hineingelegt, das zur lebendigen Wirklichkeit wird. Dieses Buch einer Frau gehört mit zu den stärksten erzählenden Leistungen der letzten Zeit. Hervey Allens großer, ins Deutsche übertragener Roman „Antonio Adverso“ ist schon im 25. Tausend erschienen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 12,50). In Allen haben die Amerikaner einen großen Romancier von der Phantasie und der Meisterei einer Fülle von Gestalten eines Waldes mit dem unerschöpflichen Atem des großen Erzählers und der Fähigkeit, tiefe und echte Erkenntnis von der Gebrechlichkeit aller

menschlischen Dinge zu vereinen mit einer fast kolportagehaften Kunst der spannenden Erzählung. Der neue Roman des Engländers Charles Morgan, „Die Flamme“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 8,50, in der deutschen Übersetzung von Herbert E. Herlitzsch), zeigt ein starkes Wachsen gegenüber seinem berühmten Roman „Quell“. In der Geschichte von Piers Tenniel Lord Sparckenbroke betritt er ein Grenzgebiet psychologischer Spannungen, das nur ein Meister ohne Gefahren bewältigen kann. Der Dichter Sparckenbroke gewann schon früh die Erkenntnis, daß hinter dem einfachen Leben eine höhere Wirklichkeit steht, mit der man sich einmal auseinanderlegen muß, die Wirklichkeit, in der Leben und Tod geheimnisvoll zu einer Einheit werden. Sparckenbroke versucht, zur letzten Erfüllung, zur Auferstehung, durch den Tod zu gelangen, ohne zu empfinden, daß ihn diese Sehnsucht zu dem gefährlichsten aller Experimente, zum Experiment mit anderen Menschen treibt. So muß er erfahren, daß unmittelbar vor der von ihm erstrebten letzten Erfüllung die geliebte Frau sich in die Wirklichkeit zu seinem Freunde wendet, nachdem sie die ganze Geschichte ihres Seins durch Einreihung in die Phantasiewelt des Dichters erkannt hatte. In dem Bewußtwerden seines fehlgeschlagenen Strebens wird Sparckenbroke der Tod als Gnade zuteil.

Wilhelm Schmidtbonn hat seine rheinische Heimat verlassen und läßt seinen Roman „Hülü“ in China beginnen (Frankfurt, Rütten & Loening. 273 Seiten). Ein flämischer Grammophonhändler kauft Hülü in der chinesischen Steppe ihrem Vater ab, weil er aus ihren kindlichen Versuchen ihre große Begabung und Berufung zur Tänzerin zu spüren meint. Er will sie nach der Ausbildung, die den erstrebten Erfolg ganz erreicht, in ihre Heimat zurückbringen, um sie einem Manne ihrer Art zur Frau zu geben. Aber die arme kleine Chinesin ist dem Erlebnis Europa und den europäischen Menschen nicht gewachsen und zerbricht. In deutsche Frühzeit und deutsche Geschichte führen die Romane der bewährten Autoren Karl Hans Strobl, „Die Runen und das Marterholz“ (Dresden, Zwin-

ger-Verlag. RM 4,80) und Werner Beumelburg, „Kaiser und Herzog“ (Oldenburg, G. Stalling. RM 8,50). Strobl will in seinem Roman helfen, dem deutschen Volke den Sinn des Kampfes und der Verschmelzung von Germanentum und Christentum zu deuten. Er schildert den Kampf der Friesen gegen das Christentum bis zum endlichen Siege des Kreuzes durch Bonifatius. Werner Beumelburg läßt den gewaltigen Kampf zwischen den Staufern und Welfen, auf seine Höhe gesteigert in Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen, in einem breitschultrigen Roman zu einer ernsten Mahnung, deutsche Zwietracht zu überwinden, werden. Der Roman ist in der Art seines „Mont Royal“ geschrieben und gestattet der schaffenden Phantasie, sich im historischen Rahmen auszubreiten.

Zum 75. Geburtstag Rudolf Huch sind zwei Bände neu erschienen, der Roman „Talion“ (RM 3,80) und „Humoristische Erzählungen“ (RM 2,80. Zeulenroda, B. Sporn). Das ist in jeder Weise zu begrüßen, denn Rudolf Huch gehört immer noch zu denen, die zu Unrecht nicht genug gelesen werden. Seine große Klarheit, ein tiefer Blick ins Leben und in die Menschen, seine geistige Überlegenheit wie sein Humor heben ihn in einen Rang, den nur wenige deutsche Schriftsteller erreicht haben. Ein Humor ohne Künstelei und fern von Literatur und Lebensecktheit sind der Gemeinsame der zwei in dem Sammelband vereinigten Erzählungen, während bekanntlich in dem Roman „Talion“ nach dem Kantischen Grundsatz der Vergeltung mit Gleichartigem ein Stück deutscher Vorkriegsgeschichte im Adels- und Offiziersmilieu ein ernstes und nachdenkliches Abbild findet.

Hanns Johsts kleiner Roman „Die Torheit einer Liebe“ (München, Langen-Müller. 200 Seiten), die Erzählung einer zugleich rührenden und komischen treuen Liebe einer Art modernen Zoggenburgs zu einer entzückenden Frau, deren letztes Wesen im Dunkeln bleibt, liegt in zweiter Auflage im 6. – 10. Tausend vor.

Reif und ernst ist der Roman von Albrecht Schäffer „Cara“ (Frankfurt, Rütten & Loening. RM 6,–), in dem er

den harten Weg einer seltenen Frau und ihres Mannes durch Verlieren, Versäumnis und Schuld in ein endliches Sichwiderfinden mit tiefem Wissen um menschliche Abgründe und unbewusste Schuld des einen am andern schildert.

Robert Hohlbaum hat seinen Jugendroman „Die Prager“ neu herausgegeben (Berlin, Junge-Generation-Verlag, 230 Seiten), der kurz vor dem Weltkriege erstmalig erschien. Es handelt sich um eine Rahmen-erzählung: eine Reihe deutscher Farbenstudenten in Prag ist bei Erwartung eines Sturmes auf das Deutsche Haus, wie zur Badenzeit üblich, vereint; um die unbehagliche Wartezeit hinzubringen, erzählen sie sich gegenseitig Geschichten, die das Prager und deutsche Studentenleben in früheren Jahrhunderten in seiner Wildheit und Roheit im Dreißigjährigen Kriege und zur Zeit Gottscheds in Leipzig und endlich in der Zeit der Befreiungskriege schildern. Vieles in diesen Erzählungen, an denen Hohlbaum nur wenig geändert hat, ist sehr jugendlich und mit unbeholfenen Stilmitteln geschaffen, aber als ein historisches Dokument mag es seinen Platz behaupten, um so mehr, als sich ja die Augen des ganzen Volkes gerade jetzt sehr stark auf das Ergehen der Sudetendeutschen richten.

Auch der Arbeitsdienst hat einen weiteren Roman gefunden. Josef Ludwig Hecker schrieb den Roman „Die Lagerer“ (Berlin, Aufwärts-Verlag, 253 Seiten), in dem er Erfahrungen in frischer Form wiedergibt, die er in dem Zusammenwachsen mit den Kameraden des Arbeitsdienstes zu einer festen Einheit erlebte. Hinter diesem Buch steht ein sehr guter Wille.

Ein neues Buch von Svend Fleuron wird stets willkommen sein, denn seine Bücher aus dem Leben der Tiere behalten ihren Wert, weil eine tiefe Liebe sein Auge geschärft hat und ihm die Möglichkeit gibt, mit Wärme um Verständnis für seine geliebten Tiere zu werben. Von der „Geschichte eines Rehbocks“ liegt uns der 1. Bd. vor, „Ifo entdeckt das Leben“ (Jena, Eugen Diederichs, RM 4,80), der Geburt und Entwicklung des prächtigen jungen Bockes bis zum ersten Frühling schildert und Geburt und Tod, Entstehen und Ver-

gehen als die großen Selbstverständlichkeiten in allem Leben nimmt.

Heinrich Hauser hat in dem Bändchen „Männer an Bord“ (Ebd. RM 2,80) eine Reihe seiner frischesten und amüsantesten Seemannsgeschichten zusammengestellt, und man freut sich, in diesen 8 Erzählungen wiederum überzeugend bestätigt zu finden, daß Heinrich Hauser nicht von außen her das sonderbare Leben vor und hinter dem Mast abschildert, sondern aus tiefer Vertrautheit mit dieser eigenartigen Spezies Mensch, die auf der See ihre Heimat hat.

In der „Neuen Engelhorn-Bücherei“, die als Nachfolgerin der unsern Vätern unentbehrlichen „Romanbibliothek“ nach deren erfüllter Aufgabe mit dem richtigen Anspruch für unsere Tage auftritt, ist eine kleine Meistererzählung von Otto Wirz, „Späte Erfüllung“ (57 Seiten. RM 2,40), erschienen. Der Schweizer Dichter zeigt hier die gleiche rasante Dynamik in Gestaltung und Wort, die seine großen Romane „Gewalten eines Toren“, „Die geduckte Kraft“ und „Propheet Müller zwö“ zu einzigartigen Kunstwerken macht. Hier spricht er von zwei Menschen, deren Wege vor 20 Jahren schicksalsbestimmt sich kreuzten, ohne daß der weibliche Teil aus der Konvention des Elternhauses die Klarheit und der Mann den Mut fand, das Schicksal zu zwingen. Nun nach 20 Jahren erfolgt nach einer eigenartigen und seltsamen Werbung, die durch die trogige Art des Mannes fast noch einmal scheitert, die endliche Vereinigung der reif gewordenen und doch jung gebliebenen Liebenden.

Rudolf Pechel.

Evangelisches Christentum

Der Rostocker Theologieprofessor Helmut Schreiner zeigt in seiner knappen Broschüre von starker innerer Bewegtheit und mitreißendem Schwung: „Arndt. Ein deutsches Gewissen“ (Berlin, Wichern-Verlag, RM —,80), daß die Legende, die auch Arndt für eine Art germanischen Heidentums reklamieren möchte, den Tatsachen nicht standhält. In den Abschnitten: Der Erwecker der Nation; Das gute deutsche Gewissen; Der Zeuge Jesu Christi; Im Schmelzofen der Trübsal; Der Seher, be-

weist Schreiner, daß Arndt ein gläubiger evangelischer Christ gewesen ist, der für die Freiheit der evangelischen Kirche mit dem gleichen Feuer eingetreten wäre wie für die politische Freiheit seines deutschen Volkes.

— Im gleichen Verlag hat Tim Klein eines der Sammelwerke herausgegeben, in denen er seine Meisterschaft schon oft bewährt hat: „Lebendige Zeugen“ (384 Seiten). An einer großen Reihe von deutschen Persönlichkeiten, die von Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Albrecht Dürer über Argula von Grumbach, Kepler, Paul Gerhard, den Vater Friedrichs des Großen, Zieten, Stein, Arndt, Claudius, Philipp Otto Runge, Gotthelf, Wichern, Fliedner, Friedrich von Bodelschwingh, Stoecker, Wilhelm Löhe, Bismarck zu Hindenburg, Wilhelm Schmidt und Gorch Fock führt, zeigt Tim Klein, daß es auch in den schwersten und dunkelsten Zeiten unserer Geschichte niemals unserm Volke an mutigen Bekennern und Charakteren evangelischen Glaubens gefehlt hat, die durch ihr Leben und ihre Arbeit bewiesen, daß das evangelische Wort für sie den Einfluß letzter Kraft und des Lebens lohnte. Es ist ein Buch, das uns hoffen lehrt.

Rudolf Pechel.

Klassiker

Den illustrierten Ausgaben von Reuters und Storms Werken läßt das Bibliographische Institut (Leipzig) jetzt eine illustrierte Ausgabe von „Schillers Werken“ folgen, von der Band 1—8 vorliegen, mit Federzeichnungen von Karl Wernicke, die das geistige Klima Schillers festzuhalten wissen. Die Ausgabe ist gestaltet von Benno von Wiese nach der von Ludwig Bellermann, dem klugen Schiller-Ken-

ner, seinerzeit geleisteten Arbeit. Zu „Kleists Werken“ sind keine Zeichnungen, sondern eine sehr gute Auswahl zeitgenössischer Bilder beigegeben. Sie liegt in 2. Auflage vor nach der von G. Schmidt, R. Steig und Georg Minde-Pouet besorgten Erstausgabe, nun neu durchgesehen und erweitert von dem verstorbenen Georg Minde-Pouet. Bisher erschienen Teil I u. II der Briefe in zwei Bänden mit der Einleitung „Kleists Leben“ von Minde-Pouet. Jeder Band kostet RM 1,90.

In Unger-Fraktur sind Novalis Dichtungen von Franz Schulk herausgegeben im Inselverlag erschienen in der äußeren Form der schönen Taschenausgaben der Insel-Klassiker. Das Werk des Novalis, das vollständig mit Tiecks Bericht über die beabsichtigte Fortsetzung des Heinrich von Osterdingen hier gegeben ist, aus seiner ganzen Tiefe zu deuten, war der Frankfurter Literaturhistoriker in besonderem Maße berufen.

Novalis' Werke in einem Band hat auch Wilhelm von Scholz herausgegeben und dieser vollständigen Ausgabe ein schönes „Fragment über Novalis“ hinzugefügt, in dem er den Frühverstorbenen als den Dichter feiert, dem als Gegengabe für die zu frühe Vollendung die Götter ewige Jugend schenkten. Dieses Fragment gibt auch alle Daten zum Leben Friedrichs von Hardenberg. Zu den „Hymnen an die Nacht“ und den Gedichten im Osterdingen sowie zu den Fragmenten fügt der Herausgeber Anmerkungen hinzu. Der in der Tiemann-Fraktur gedruckte Band zeichnet sich durch eine besonders gewählte Ausstattung aus (Stuttgart, Walter Händel. 414 Seiten. RM 4,80). R. P.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Oberbürgermeister Dr. Goerdeler, Leipzig — Dr. Heinrich Baron, Paris — Dr. Hans A. Wyß, Kufnacht — Dr. Eugen Diesel, Bornstedt in der Mark — Professor Kurt Kluge, Berlin — Generalleutnant a. D. Schwarte, Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald • Verlag und Anzeigenannahme: Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin W30, Wackensenstraße 11 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • Dtl. IV, 1936: 10000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 4 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,50 RM, Jahresabonnement 15 RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25 %.

Haben Sie Ihre Freunde und Bekannten schon auf die

DEUTSCHE RUNDSCHAU

aufmerksam gemacht? Für Anschriften ist dankbar der Verlag Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin W 30

Dr. Lahmanns
Laboratorium Weisser Hirsch
— DRESDEN



PHYSIKALISCH-
DIÄTETISCHE
HEILANSTALT

6 Fachärzte • Modernste Kurmittel
Pauschalgespreise • Ganzjährig geöffnet

Warum

so fragt de Kruif in seinem überwältigenden Buch, „warum konnten die unter ungünstigsten Umständen geborenen kanadischen Fünflinge zu gesunden Kindern heranwachsen, während Millionen widerstandsfähigere zugrunde gehen müssen?“ Durch die Notstandsgebiete von USA, wo Staubstürme und Dürre die Weiden vernichtet haben und das Milchvieh hungert, ist de Kruif gefahren — in die Arbeitslosenquartiere des reichsten Landes der Welt, aber auch in die Laboratorien, in denen junge Ärzte wunderbare Triumphe moderner Heilkunst erringen. So entstand ein mitreißendes Buch, ein echter de Kruif. Brosch. 4 M, Ganzl. 5 M 80.

P. DE KRUIF

„Kinder rufen nach uns“

VERLAG ULLSTEIN

KARL VON FRISCH

Du und das Leben

Auf humorvollen, interessanten Pfaden durchstreift Karl von Frisch in seinem neuen Buch das weite Gebiet des vielfältigen Lebens auf dieser Erde. Das ist eine famose Biologie geworden. Sie erzählt vom Wesen des Lebens, von unsterblichen Zwergen und Tieren, die verboten aussehen, vom täglichen Brot, von allerhand Methoden, sich unsichtbar zu machen, vom Gleichgewicht im Lebensraum und schwierigen Kreuzungsversuchen. Und den Schluß macht ein großes Kapitel von des Menschen Vergangenheit und Zukunft. Die ganze Buntheit der Natur macht uns der Verfasser klar. Lebendig wie das Leben ist sein Buch. Preis broschiert 5 M, in Ganzleinen 6 M 80.

VERLAG ULLSTEIN

LEIPZIG • Deutsche Buchhändler-Lehranstalt

Ostern 1937: Neuer Jahreskurs, auch f. Damen u. Ausländer.
Satzung u. Lehrplan durch die Verwaltung, Platostr. 1a.

Verlangen Sie kostenlos das

SONDERANGEBOT der BÜCHERINSEL

BERLIN W 15, PARISER STRASSE 30/31

**Schreib-
maschinen**
kauft man bei
Weinitschke
Berlin S.W. 19.
Spittelmarkt 1-2
Verlangen Sie die illustrierte
Druckschrift Nr. 152

Anzeigenpreise
nach Liste Nr. 4

Emser Pastillen
gegen Husten u. Heiserkeit



X Seit ich Kaloderma-
Rasierseife gebräuche,
tatsächlich keinen Anreiz mit dem
Rasieren mehr gehabt.
Muß doch was dran sein
an dem „glyzerinhaltig“!



Die Bibliothek der Romane

Jeder Band in Leinen M 3.50

Mitten in der Flut neuer und neuester Bücher ist immer wieder der Wunsch nach dem alten Buch laut geworden. Niemals soll dieser Wunsch dem abgelebten Alten gelten, wohl aber jenen Werken, die über die Zeiten hinweg wirken, weil sie das Erwige des menschlichen Fühlens und Denkens umfassen. Erzählende Dichtungen solchen Ranges vereinigt die Bibliothek der Romane. Im Jahre 1936 erschienen:

Honoré de Balzac:
Verlorene Illusionen
Roman

Charles de Coster:
Uilenspiegel und Lamme Goedzak
Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen

Daniel Defoe: Robinson Crusoe
Nachwort von Severin Rüttgers

Theodor Fontane: Effi Briest
Roman

Goethe: Die Wahlverwandtschaften
Roman

Jeremias Gotthelf:
Wie Uli der Knecht glücklich wird
Nachwort von Paul Ernst

Grimmelshausen:
Der abenteuerliche Simplicissimus
Nachwort von Reinhard Buchwald

Jens Peter Jacobsen:
Niels Lyhne
Roman

Gottfried Keller:
Der grüne Heinrich

Selma Lagerlöf: Gösta Berling
Erzählungen aus dem alten Wermland

Joseph Victor von Scheffel:
Ekkehard
Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert

Stendhal:
Rot und Schwarz
Zeitbild um 1830

R. L. Stevenson: Die Schatzinsel
Mit vielen Holzschnitten von
Hans Alexander Müller

Die Werke erscheinen in farbigen Einbänden Walter Liemanns, einheitlich im Preis und Format, aber nicht als Glieder einer Reihe bezeichnet, so daß jeder Roman einzeln als Geschenk gegeben und empfangen werden kann. Lassen Sie sich die Bände bei Ihrem Buchhändler vorlegen!

DER INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG